

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 201 Frühjahr | Sommer 2022

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



== LÖSEN





Alfred Lenz, Lightning (Videostill), 2014. © Lenz

Fake-Lightning

Das Video von Alfred Lenz zeigt, wie durch das Ziehen an einem Seil zwei auf einem Holzgestell montierte China-Becken bei jedem Aufeinandertreffen nicht nur Schlagzeugklang erzeugen, sondern jeweils auch das Entstehen beeindruckender Lichtblitze ausgelöst wird. Will man das erstaunliche Setting verstehen, muss man sich von der Vorstellung lösen, dass das vermittelnde Bild immer mit dem abgebildeten Geschehen übereinstimmt. Der Künstler, der sich mit den Algorithmen zur Verbreitung von Bildern in digitalen Medien und der Genese und Wirkmacht von Fake-Bildern beschäftigt, hat die Blitze durch die Bildbearbeitung erst nachträglich ins Video hineinmanipuliert. Mit dem Aufeinandertreffen der Schlagzeugbecken haben sie gar nichts zu tun. Die Ausstellung „Blauer Fleck“ von Alfred Lenz ist bis 18. MÄR 2022 in der QL-Galerie zu sehen.



Ein grellbunt bemalter Knochen am Cover von *Denken+Glauben*. Ein Hingucker sicherlich, aber ist das nicht ein zu drastisches Bild, eine zu große Zumutung in einer Zeit, in der ohnehin schon alles überspannt und aus den Fugen geraten erscheint? Wäre nicht nüchterne Zurückhaltung und ein Deeskalationssignal als Intro zum Thema dieses Heftes angebrachter? Wir haben es einige Male diskutiert und

uns dann doch für diese Bild entschieden, zumal es ein Verweis auf die Fastenzeit-Intervention in der QL-Galerie ist, in der der Künstler Manfred Erjautz mit überarbeiteten Blättern von Drucken des Basler Totentanzes und einer Performance vor der Karwoche ein fulminantes Memento Mori kreieren wird. „Props of one's own destiny“ schreibt er als künstlerischer Requisiteur über sein knalliges Knochenteil.

Nach „Halt“, der uns offensichtlich verloren gegangen ist in auf vielfache Weise herausfordernden Zeiten, und „Bremsen“ wollten wir nun über „Lösen“ nachdenken. Aus dem Chemieunterricht erinnern wir uns daran, dass Emulsionen als Lösungen von Flüssigkeitsgemischen durch Tenside stabilisiert werden können. Was aber könnten die denkerischen und gesellschaftspolitischen oder auch aus religiösem Glauben erwachsenen Emulgatoren zur Stabilisierung des gesellschaftlichen Zusammenhalts sein? Ambiguitätstoleranz wäre sicherlich eine der entscheidenden Ingredienzen. Auch angesichts der faszinierenden Geschwindigkeit, mit der Impfstoffe entwickelt wurden, gilt es nüchtern zur Kenntnis zu nehmen, dass Vakzine zwar ein probates Mittel zur Eindämmung der Ausbreitung eines Virus, aber nicht einfach die Lösung einer Krise sein können, die sich von einer virologischen zu einer psychischen Pandemie auszuwachsen beginnt. Das gilt es nach Zeiten, die uns vorgaukelten, dass in der westlichen Welt wirtschaftlich, technisch und medizinisch alles möglich sei, schlicht und einfach wieder neu als Grundprämisse menschlichen Seins zu akzeptieren. Hat nicht die Kakophonie lautstark wie dialogunfähig vorgetragener, populistischer Lösungen in den seit einiger Zeit auch bewusst betriebenen gesellschaftlichen Eskalationsprozessen gerade auch damit zu tun?

Der Künstler Alfred Lenz hat sich von der Vorstellung gelöst, dass seine Werke nur durch seine eigene, allein durch ihn umgesetzte Gestaltung entstehen sollten. Er hat die Bildgenese an Apparaturen ausgelagert und lässt sich selbst von seinen Werken überraschen. Bilder seiner Arbeiten treten den Textbeiträgen zum Thema in diesem Heft zur Seite und versuchen eine kreativ-spielerische Entschwerung.

Die Konzeption dieser Ausgabe von *Denken+Glauben* wurde von Florian Traussnig begonnen, der die Katholische Hochschulgemeinde inzwischen verlassen hat, um sich neben seiner Tätigkeit als Diskurskurator im Kulturzentrum bei den Minoriten wieder mehr der Wissenschaft am Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung widmen zu können. Daniel Pachner, den ich als neuen Chefredakteur der Zeitschrift und KHG-Bildungsreferenten herzlich begrüßen darf, hat sie zu Ende geführt. Florian Traussnig möchte ich für seine engagierte Arbeit und seine beherzten und erfrischenden Zugänge zu vielen aktuellen Themenfeldern in den vergangenen drei Jahren herzlich danken, allen Leser*innen darf ich eine anregende Lektüre wünschen.

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

LÖSEN

Gegenseitigkeiten

Können wir trotzdem noch gemeinsame Lösungen finden?

Von Michael Lehofer (2)

Von Agnes Hobiger (3)

Das Starre bleibt ungelöst (4)

Von Katharina Hogrefe

Vom Wagnis des Neuanfangs (8)

Von Marie-Christin Hinteregger

Ich lasse mich von meinen Werken überraschen (11)

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Alfred Lenz

maß nehmen (14)

Volha Hapeyeva

Das Problem der Gerechtigkeit (16)

Von P. Toni Witwer SJ

Gefangen in einem Fliegenglas? (19)

Von Daniel Pachner

Ein Sich-Lösen von und Brechen mit Traditionen (22)

Von Bernhard Valentini

Eine Frage des Vertrauens (24)

Von Natalie Resch

Einwürfe (26)

Von Lisa Weichsler und Marlies Pretenthaler-Heckel

Zwischen den Geschichten (27)

Von Harald Koberg

khg community (28)

Gegenseitigkeiten

Vieles hat sich verändert – besonders das gesellschaftliche Miteinander und der Umgang mit anderen. Können wir trotzdem noch gemeinsame Lösungen finden?

Von Michael Lehofer

Was hält eine Gesellschaft zusammen? Zuallererst ist es sicherlich eine Idee. Diese Idee kann dann später zur Norm werden, die durch Macht durchgesetzt wird. Es zeigt sich jedoch, dass keine Macht der Welt auf Dauer dazu ausreicht, die geistige Kraft von Ideen, die unlebendig geworden sind, zu kompensieren. Jede Gesellschaft zerfällt, wenn die Gründungsidee verdünnt ist und stattdessen eine Institutionalisierung versucht, die gesellschaftliche Identität aufrechtzuerhalten. Wir können also konstatieren, dass geistige Kräfte, wie es Ideen wohl sind, in Bezug auf die Einigung menschlicher Gemeinschaften unverzichtbar und auch unschlagbar sind.

Das ist wohl der Grund, warum etwa das Urchristentum gegen alle Widerstände hinweg wachsen konnte, manche Ehen berührenderweise Kriege überstehen, in denen das Paar mitunter über Jahre getrennt ist und nichts voneinander hört, und Nationen wie zum Beispiel die Griechen Besatzungen von Menschen mit anderen Kulturen wie den Osmanen über Jahrhunderte mit unbeschadeter Identität überleben können.

Wir müssen uns offensichtlich in irgendeiner Art die Gründungsgeschichte unserer Gemeinschaften immer wieder erzählen, um dem Kollektiv Vitalität zu verleihen und aus ihm Kraft schöpfen zu können. In den USA erzählen sich alle Menschen sehr intensiv die gemeinsame Geschichte und stärken so die Nation, die es gar nicht gibt (zumal die USA einen „Schmelztiegel“ von Menschen darstellen). Leider kam es schon früh zu einer Deutungspolarität, die durch den großen Bürgerkrieg deutlich wurde und nie überwunden wurde. Daran sieht man, dass es nicht nur genügt, eine bestimmte Geschichte zu erzählen, sondern sich auch um die gemeinsame Deutung zu bemühen. Denn was Menschen in einer Geschichte hören (das heißt, wie sie sie deuten), ist oft erstaunlich widersprüchlich.

Gerade in Krisen, wie der Migrationskrise und der Coronakrise wäre es notwendig, als Kollektiv zu handeln. Dazu sollte man zuerst ein Narrativ finden, um dann daraus die Lösungsansätze zu definieren. Denn mit einer solchen Vorgangsweise könnten wir die Eintracht in der Gesellschaft fördern. Gute Politikerinnen und Politiker zeichnen sich dadurch aus, solche Narrative anbieten zu können. So aber fehlt uns die Geschichte, die uns orientiert, und jeder kann sich seine eigene erzählen. Die Geschichten der Einzelnen konglomerieren sich, werden zu polarisierenden Narrativkomplexen. Diese Komplexe sind Wahngebäuden

ähnlich (wenn sie es nicht sogar sind), sind selbstbestätigend, beantworten scheinbar alles und sind nicht diskursfähig.

Sie sind so etwas wie kollektive Meinungen. Es hat gewöhnlich keinen Sinn, über Meinungen (das hängt natürlich davon ab, was man darunter versteht) zu debattieren. Denn Meinungen sind zu Ich-nahe, das heißt, der Meinungsinhaber verwechselt meist die Meinung mit seiner eigenen Existenz. Daher erlebt einer, der eine Meinung hat, sich selbst als angegriffen, wenn man seine Meinung in Frage stellt.

Gerade wenn es keine zwingenden und radikalen – im Sinne von Radix: die Wurzel – Narrativangebote in einer Gesellschaft gibt, gibt es einen meist unappetitlichen Wildwuchs an Parallelgeschichten, die eine Antwort auf die Orientierungslosigkeit der Menschen sein wollen.

Diese wirken auch und gerade in Krisensituationen, in denen es keine Antworten gibt, sondern nur Fragen. In solchen Situationen ist es wichtig, um mit Rilke zu sprechen, die Fragen selbst lieb zu haben, die eines fernen Tages zu Antworten werden. Eine solche Geduld aufzubringen, mit einem modernen Wort, unsere Ambiguitätstoleranz zu stärken und akzeptieren: Das würde das größte Ausmaß an gesellschaftlicher Stärke darstellen.

Wir scheinen leider einiges vergessen zu haben: Dass wir gemeinsam stärker und sicherer sind als in der gesellschaftlichen Spaltung. Dass ein Diskurs damit beginnt, dass wir den anderen in seinem Land besuchen und seine Perspektive anerkennen, bevor wir ihm die unsere anbieten. Das nur so die schönsten Geschichten entstehen, die uns einen Sinn im Leben vermitteln.

Michael Lehofer, geb. 1956 in Graz, studierte Psychologie und Medizin in Salzburg und Graz, Habilitation an der psychiatrischen Universitätsklinik Graz 1997. Bestellung zum Universitätsprofessor 2004, Ärztlicher Direktor und Primarius am LKH Graz II. Er ist Facharzt für Psychiatrie und Neurologie, klinischer Psychologe, Gesundheitspsychologe und Psychotherapeut sowie Buchautor.



Foto: LKH

Gegenseitigkeiten

Vieles hat sich verändert – besonders das gesellschaftliche Miteinander und der Umgang mit anderen. Können wir trotzdem noch gemeinsame Lösungen finden?

Von Agnes Hobiger

Vor ungefähr einem halben Jahr begegnete mir ein neues Phänomen. Ich war auf dem Weg in die Arbeit, spät dran wie immer und mit dem Fahrrad unterwegs. Plötzlich stand mir ein Polizist im Weg. Die Straße war gesperrt, für eine Demo. Ich ärgerte mich fürchterlich und schob mein Fahrrad weiter. Auf der Straße waren allerdings keine schreienden Menschen, die mich nachdrücklich daran erinnerten, dass man Frieden, Freiheit und Demokratie sehr unterschiedlich interpretieren kann. Stattdessen standen Sofas, kleine Tische und Stühle herum. Es wurde gespielt und an Feuerschalen Punsch gewärmt. Es gab ein Zelt, in dem am offenen Mikrofon musiziert wurde und Kinder, die die Mandellstraße mit Straßenkreiden verschönerten. Es gab auch ein paar Aktivist*innen, die herumgingen und den 3G-Nachweis kontrollierten, damit man sich in dieser Versammlung sicher fühlen konnte. Es war einer der ersten Auto-Frei-Tage in dieser Straße. Ein Projekt, das auf den Platz aufmerksam machen will, den zu viele Autos in der Stadt verbrauchen und das einmal im Monat zeigt, was man mit dieser Fläche sonst noch so anstellen könnte. Damals dachte ich: Cool, die haben was verstanden.

Wir müssen verstehen, dass nicht alles immer so weitergehen kann. Aber auch, dass Verzicht auf etwas nicht unbedingt weniger Lebensqualität bedeuten muss. Am Anfang der Pandemie gab es die Hoffnung, dass durch das erzwungene Umdenken die Gesellschaft auch mit anderen Veränderungen leichter klarkäme. Nicht, dass ich das bisher bemerkt hätte. Wir haben lediglich den Status Quo vor der Pandemie mehr zu schätzen gelernt. Dass diese Art der Lebensführung, in der immer mehr Menschen immer mehr immer schneller wollen, weder für unsere Psyche noch für unsere Umwelt gut ist, scheinen wir immer noch nicht ganz begriffen zu haben – siehe olympische Winterspiele in einer der trockensten Regionen der Welt. Nicht alles, was möglich ist, ist auch sinnvoll.

Sparen ist nie lustig, das lernen wir gerade gezwungenermaßen durch die Steigerung der Energiepreise. Aber wenn wir etwas verändern wollen, werden wir lernen müssen, uns auch ohne finanziellen Druck einzuschränken und neue Wege zu gehen.

Denn nicht die Menschen, die sich das Heizen nicht mehr leisten können, sind das Problem, das zur Klimakatastrophe führt, sondern die, für die es prozentual nur etwas teurer wird. Über Preissteigerung zwingen wir die falschen Menschen zu drastischen Einschränkungen.

Wenn man sich die Zahlen der zugelassenen Autos in Graz anschaut, steigt diese seit Jahren, zwar nehmen Elektroautos zu, aber auch die Gesamtmasse an Autos steigt. Vielleicht ist es der richtige Weg, den Menschen nicht den öffentlichen Verkehr schmackhaft zu machen, sondern das Autofahren in der Stadt so unbequem wie möglich. Deshalb bin ich für Partys auf den Straßen, für Fahrradfahrer*innen, die möglichst langsam, möglichst breitenwirksam die Straßen in Beschlag nehmen und für Fußgänger*innen, die so viel Recht auf Platz in ihrer Straße haben, wie Autofahrer*innen.



Agnes Hobiger, geb. 1993 in Graz. Sie studiert an der Karl-Franzens-Universität Chemie und Deutsch auf Lehramt. Von 2015–2018 Vorsitzende der Katholischen Hochschuljugend Österreichs. *Denken+Glauben*-Redaktionsmitglied.

Foto: privat

Das Starre bleibt ungelöst

Ein chemisch fundiertes Plädoyer für mehr Beweglichkeit im Miteinander
Von Katharina Hogrefe



Alfred Lenz, O.T. (Detail), 2018. © Lenz

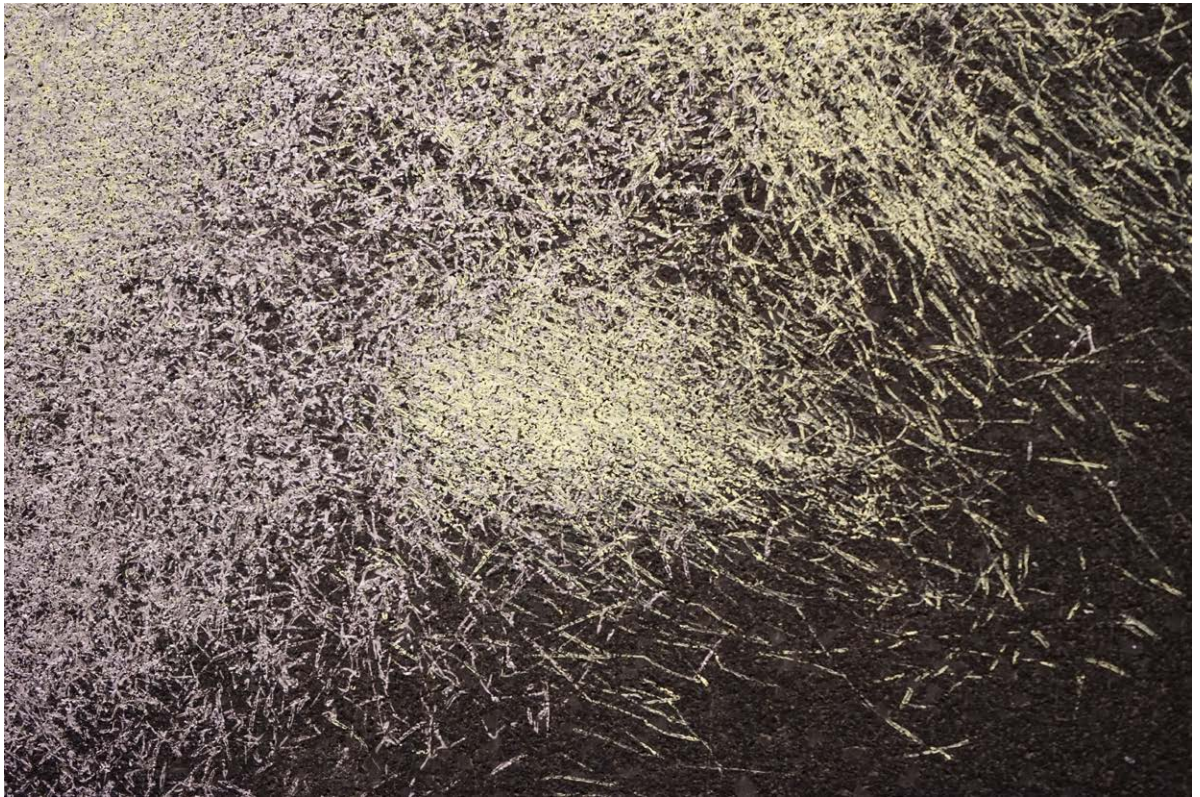
Lösen – das hat schon beim Aussprechen eine lautmale-
rische Ästhetik. Die erste Silbe spitzt sich zu, ein enger
Umlaut kriert eine fast unangenehme Spannung. Man
hält die Luft an, wartet, was kommt. Doch dann folgt die
Erlösung: ein rundes „s“ verbindet und leitet die luftig-
leichte Endsilbe ein: Lö-s-en.

Dieses Wort lässt sich nicht hetzen. Es holt Schwung,
erhebt sich in eine ungewisse Klimax und harrt seiner
Auflösung. Das Ungelöste wandelt sich zum Gelösten.
Ungelöstes mutet oft an wie ein Knoten an der falschen
Stelle: er drückt, beengt, hält zurück oder versperrt. Den-
ken wir aber an etwas Gelöstes, erscheint es uns hingegen
befreiend, gerecht, erleichternd und ermutigend. Aber wie
vollzieht sich dieser Wechsel von eng zu weit, von Unruhe

zu Zufriedenheit? Genau das beschreibt der Vorgang des
Lösens: Der Prozess ist noch nicht vollzogen, das Problem
noch nicht gelöst, aber aus den Wirrungen des Ungelösten
ist schon eine Lösung zu erkennen. Das Lösen stellt uns
nicht vor eine vollendete Tatsache, es veranschaulicht uns
den Weg von einem Zustand zum anderen.

Ein Prozess der Gegenseitigkeit

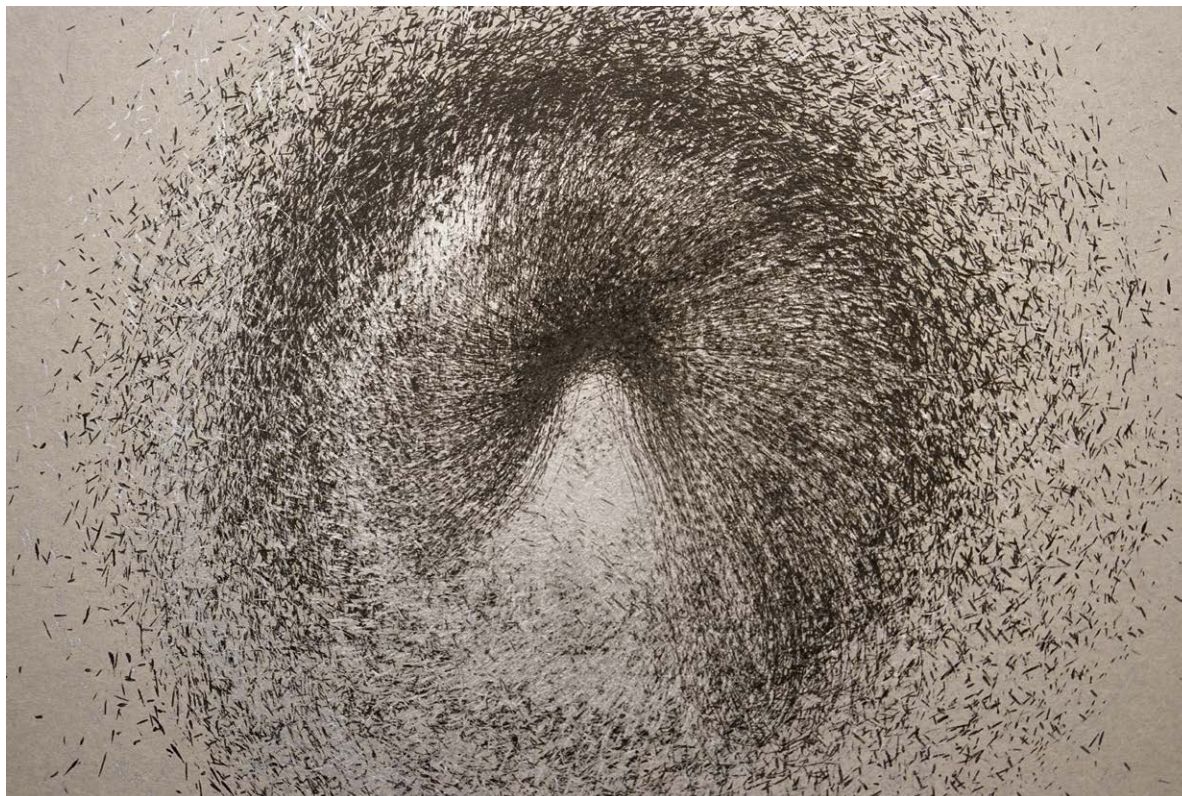
Bildlich lässt sich das aus einem chemischen Blinkwin-
kel gut beschreiben. In der Chemie ist eine Lösung eine
Mischung aus zwei oder mehreren Stoffen zu einer homo-
genen Phase. In einer Lösung können die verschiedenen
Bestandteile visuell nicht voneinander getrennt werden, sie
bilden für unsere Wahrnehmung ein untrennbares, nicht



Alfred Lenz, O.T. (Detail), 2018. © Lenz

unterscheidbares Ganzes. Diese Arten von Lösungen sind Teil unseres täglichen Lebens: Trinkwasser beispielsweise ist eine Lösung von Wasser mit verschiedenen Mineralien und Gasen. Gerade diese variable Lösekraft des Wassers macht es zur Grundlage für verschiedenste Lebewesen. Neben flüssigen Lösungen, können auch Lösungen im festen (Aggregat-)Zustand gebildet werden, wie zum Beispiel in Metalllegierungen. Auch eine starre Matrix ist also im Stande, sich mit einer anderen zu verflechten. Im Prozess des Lösens löst sich das Solvat im Solvens. Für den Fall von Salzwasser würde das bedeuten, dass sich aus den Salzkristallen die einzelnen Ionen herauslösen und von den Wassermolekülen solvatisiert werden. Beide Partner müssen ihren Beitrag zur Lösung leisten. Die Salzionen sind gezwungen, die Verbindung zu ihrer Kristallstruktur

zu lösen und ihre gewohnte Umgebung zu verlassen. Die Wassermoleküle müssen in ihrer Matrix Platz für die Ionen frei geben und sich entsprechend des gelösten Stoffes ausrichten. Das Wasser empfängt das Salz und dieses bereichert die Flüssigkeit. Dieses Übereinkommen führt zu einem stabilen Zustand der Koexistenz beider Substanzen. Auch wenn sich eine Salzlösung für unser Auge nicht von reinem H₂O unterscheidet, beeinflusst auch das Solvat maßgeblich die Eigenschaften einer Lösung. Durch das gelöste Salz hat die Lösung etwa einen höheren Siedepunkt und gefriert bei tieferen Temperaturen als reines Wasser. Auch wenn die Lösung also eine homogene Sache ist, trägt und vereint sie als Zeugnis ihrer Herkunft die Eigenschaften ihrer Ausgangsprodukte. Eine Lösung besitzt somit ein umfangreiches Erbe.



Alfred Lenz, O.T. (Detail), 2018. © Lenz

Lösungen zu unseren menschlichen Problemen sind oft von ähnlicher Natur. Auch wir müssen manchmal von einem sicheren Standpunkt abrücken und unsere Komfortzone verlassen, um zu einer Lösung mit dem Außen zu finden. Gleichzeitig können wir das in dem Wissen tun, dass sich auch unsere Umgebung zu einem gewissen Maß unseren Ansprüchen entsprechend anpassen wird. Nur so kann Lösen in Gegenseitigkeit zu einem gemeinsamen Weg werden. Lösen ist eine Möglichkeit zur Mitgestaltung, zum Erkenntnisgewinn und dem Erproben der eigenen Flexibilität.

Erhalt in der Auflösung

Betrachten wir das Bild des Salzwassers auf einer anderen Ebene, wird deutlich, dass während des Lösens nichts wirklich verschwindet. Ich kann Salz in Wasser oder Zucker in meinem Tee auflösen, aber nichts löst sich dabei „in Luft auf“. Auch wenn ich auf der visuellen Ebene Salz und Zucker nicht mehr sehen kann, kann ich sie doch mit meinem Geschmackssinn noch immer ganz deutlich auch in gelöster Form wahrnehmen. Lösen ist also nicht das Bekämpfen oder Verdrängen einer Sache, sondern der Versuch, scheinbar Unversöhnliches oder Gegensätzliches miteinander zu verbinden. Dieses Verbinden birgt für alles Beteiligte eine Veränderung; anders kann die Lösung nicht

entstehen. Es ist wie der Kompromiss bei einem Streit, bei dem die eigenen Bedürfnisse und Wünsche nicht verschwinden, aber andere Formen annehmen. Diese Bereitschaft zum Wandel prägt das Wesen des Lösungsweges.

Die Schönheit dieses Weges liegt oft in seiner Vielseitigkeit. Schon aus dem Mathematikunterricht kennen wir die Erfahrung, dass es für ein recht simples Problem mehrere Möglichkeiten gibt, um zum selben Ergebnis zu kommen. Nicht jede Lösung ist starr und unverrückbar, der Lösungsweg aber erhält sich immer seine Beweglichkeit. Bei dem mathematischen Beispiel bleibend, ist der Weg zum Ziel oft noch interessanter für den Ausführenden als das Ergebnis selbst. Das Ergebnis kann ich *sehen*, ich kann es bewerten und kategorisieren. Doch von Ergebnis A auf Ergebnis B zu schließen ist schwierig, wenn man das Vorgehen nicht kennt.

Den Lösungsweg aber kann ich zu ergründen versuchen, kann seine Mittel analysieren und seine Effektivität beurteilen. Ich kann den Lösevorgang *verstehen*. Und dieses Verständnis führt zu einer dynamischen Verbindung zwischen Lösung und Problem. Ist mir Lösungsweg A vertraut, kann ich diesen vielleicht modifizieren, um Problem B zu lösen. Jeder Schritt am Weg zur Lösung und jeder Lösevorgang ist damit ein Lernprozess. Wir lösen, um zu lernen und lernen beim Lösen.

Einlassen auf Unvertrautes

Nicht jeder Schritt auf diesem Weg hat die gleiche Leichtigkeit und Beschwerlichkeit. Und nicht immer empfinden wir die dynamische Vielfältigkeit des Lösens, die Vielzahl an Weggabelungen als Segen. Doch gibt es auch Möglichkeiten, den Prozess des Lösens von außen zu beeinflussen. Im Falle des Salzes in Wasser kann das Lösen über mechanische Einwirkung (Rühren) oder Erhitzen beschleunigt werden. Der äußere Zwang auf das System kann hier klar dosiert werden, um den Lösevorgang je nach Belieben zu kontrollieren. Auch menschliche Lösungsansätze werden oft von der Umgebung in vielfältiger Weise beeinflusst. Auf sachlicher Ebene können rechtliche Bedingungen, zeitliche Vorgaben oder gesellschaftlich festgelegte Hierarchien klar erkenntlich Einfluss nehmen. Im Gegensatz zur Salzlösung ist das menschliche Gemüt aber auch empfänglich für eine ganze Reihe an subjektiven Eindrücken und Reizen. Persönliche Vorlieben oder Sympathien, Altruismus oder Egoismus, Nachgiebigkeit oder Sturheit und vieles andere verhindern oft ein objektives Vorgehen. Doch zum Menschsein gehört eine gewisse Unvernunft, womit die für alle Seiten gerechte Lösung doch eine Utopie zu sein scheint. Der Soziologe Hartmut Rosa schreibt in seinem Buch *Unverfügbarkeit*, dass unser Dialog mit der Welt nur möglich ist, wenn wir uns auf Fremdes und Irritierendes einlassen. Wenn wir uns erlauben wollen, etwas Unvertrautem Vertrauen zu schenken, müssen wir uns auf den Verlust von Kontrolle und Sicherheit einlassen. Gleichzeitig eröffnen wir uns aber auch die Möglichkeit, Barrieren abzubauen, Knoten zu lösen und Neues zu erkennen. Rosa argumentiert, dass uns dies nicht entfremdet, sondern im Gegenteil zu „Resonanz“ mit der Welt führt. Er plädiert dafür, dass in allen Lösungsansätzen eine gewisse Unruhe erhalten bleiben muss, um uns selbst und den Prozess lebendig zu halten. Eine Unruhe, die uns wachsam und empfänglich macht, aber nicht unsere Mitte verlieren lässt.

Die Mischung macht's

Oft steht dies auch im Zusammenhang mit der zeitlichen Komponente einer Lösungsfindung. Eine schnelle Lösung schafft schnell Befriedigung, ist aber schnell vergessen und von geringerem „Wert“. Ein kniffliges oder langwieriges Problem schafft Freude und Erleichterung in einem viel größeren Maß, meist aber auch verbunden mit großem Aufwand oder dem Einsatz vieler Ressourcen. Doch wie zermürbend ist eine Situation, für die *keine* Lösung in Sicht scheint! Wie frustriert, ermüdet und aggressiv können Menschen werden, wenn eine „einfache Lösung“ nicht möglich ist. Lösbarkeit ist eine relative Größe. Nicht alle Stoffe sind unbegrenzt mischbar. Während ich Wasser und Alkohol in jedem beliebigen Verhältnis miteinander mischen kann, ist dies etwa bei Salz und Wasser nicht möglich. Irgendwann habe ich im Wasser eine Sättigung

mit Salz erreicht – die Wassermatrix kann keine weiteren Salzionen mehr aufnehmen. Das Resultat: das überschüssige Salz bleibt als Feststoff in der Lösung zurück und bildet einen sichtbaren Bodensatz. Die letzten Monate haben uns vor Augen geführt, wie sich auch die Gesellschaft *entmischen* kann. Schleichend entstanden in einer Gemeinschaft, die um dieselben Ziele zu ringen suchte, zwei verhärtete Fronten, wo noch kaum Kompromissbereitschaft zu finden ist. Die Frustration vieler führt dazu, dass sie sich auf Unbequemes nicht mehr einlassen wollen und dem Fremden keinen Platz in ihrer Lösung (der Dinge) zugestehen. Aber diese sture Starre hat keine Perspektive, sie kann niemals einen Löseprozess einleiten. Die Komplexität unserer modernen Welt macht das Verständnis des Lösungsweges für den einzelnen oft scheinbar unmöglich. Dieser eigenen Ungenügsamkeit mit Verzweiflung zu begegnen resultiert oft in Regungslosigkeit. Gelingt es aber, über die eigenen Grenzen hinwegzusehen, kann sich manch dunkler Schatten in einen hellen Hoffnungsschimmer verwandeln. Vertrauen, das Vertrauen auf ein Miteinander, kann ein erster Schritt des Lösens sein, auch wenn noch keine Lösung erkennbar ist. Dann ist Lösen auch Loslassen. Es ist nicht Aufgeben, sondern Hoffen; nicht Beharren, sondern Öffnen; nicht Ausgrenzen, sondern Einschließen. Lösen ist Kontrolle-Abgeben und Vertrauen, Loslassen und neuen Halt Finden.

Rainer Maria Rilke schreibt dazu in seinem Gedicht *Über die Geduld*:

Man muss Geduld haben
Mit dem Ungelösten im Herzen,
und versuchen, die Fragen selber lieb zu haben,
wie verschlossene Stuben,
und wie Bücher, die in einer sehr fremden Sprache
geschrieben sind.

Es handelt sich darum, alles zu leben.
Wenn man die Fragen lebt,
lebt man vielleicht allmählich,
ohne es zu merken,
eines fremden Tages
in die Antworten hinein.

Katharina Hogrefe,
geb. 1994 in Hannover, ist
Universitätsassistentin an der Technischen Universität Graz und forscht
im Rahmen ihrer Dissertation an
Materialien zur Energiespeicherung.
Sie hat in Graz und Göteborg Chemie
und Materialwissenschaften studiert.
Sie engagiert sich für ihre weitere
große Leidenschaft Musik bei den
Grazer Opernfreunden und in der
Kulturredaktion der Kleinen Zeitung.



Foto: Lang-Quantendorff

Vom Wagnis des Neuanfangs

Loslassen kann schmerzhaft und angsteinflößend sein. Doch ohne das Einlassen auf Neues bleiben wir auf der Stelle stehen.

Von Marie-Christin Hinteregger

Wer loslässt, hat die Hände frei – so heißt es. Doch warum fällt es uns nur allzu oft so schwer, uns von etwas zu lösen; sei es nun eine zwischenmenschliche Beziehung, die uns nicht mehr erfüllt, ein Arbeitsplatz, der uns die Energie raubt, ein Lebensentwurf, der nicht mehr zu unseren eigentlichen Bedürfnissen passt, oder eine Vorstellung von uns selbst, die sich nicht mit der Realität verträgt? Weshalb ist Loslassen so schwierig und zugleich so wertvoll, warum macht es uns so viel Angst und lohnt sich am Ende dennoch?

Lass einfach los! Was nach Offenheit, Leichtigkeit und neuen Möglichkeiten klingt, solange wir mit beiden Beinen fest auf dem Boden stehen oder unter uns zumindest ein Sicherheitsnetz wähen, wird schnell zum subjektiv erlebten Überlebenskampf – zum Beispiel, wenn wir uns vorstellen, uns im Angesicht dieser Aufforderung allein auf stürmischer See an eine rettende Boje zu klammern. Wie gut es uns gelingt, uns von etwas oder jemandem zu lösen, ist also gewissermaßen kontextabhängig: haben wir genügend Sicherheit und Halt, fällt es uns leichter, loszulassen. Dabei steht jedoch nicht unbedingt jener Halt im Zentrum, den wir im Außen – durch unsere Familienmitglieder, unsere Freundinnen und Freunde, unsere Kolleginnen und Kollegen etc. – erfahren. Vielmehr geht es darum, ob wir dazu in der Lage sind, uns selbst mit liebevoller Achtsamkeit und Verständnis zu halten. Können wir uns auffangen, wenn wir zu fallen drohen? Können wir unser eigenes Sicherheitsnetz sein? Halten wir uns selbst fest die Hand, die beim beherzten Loslassen frei geworden ist?

Die Tücken der Komfortzone

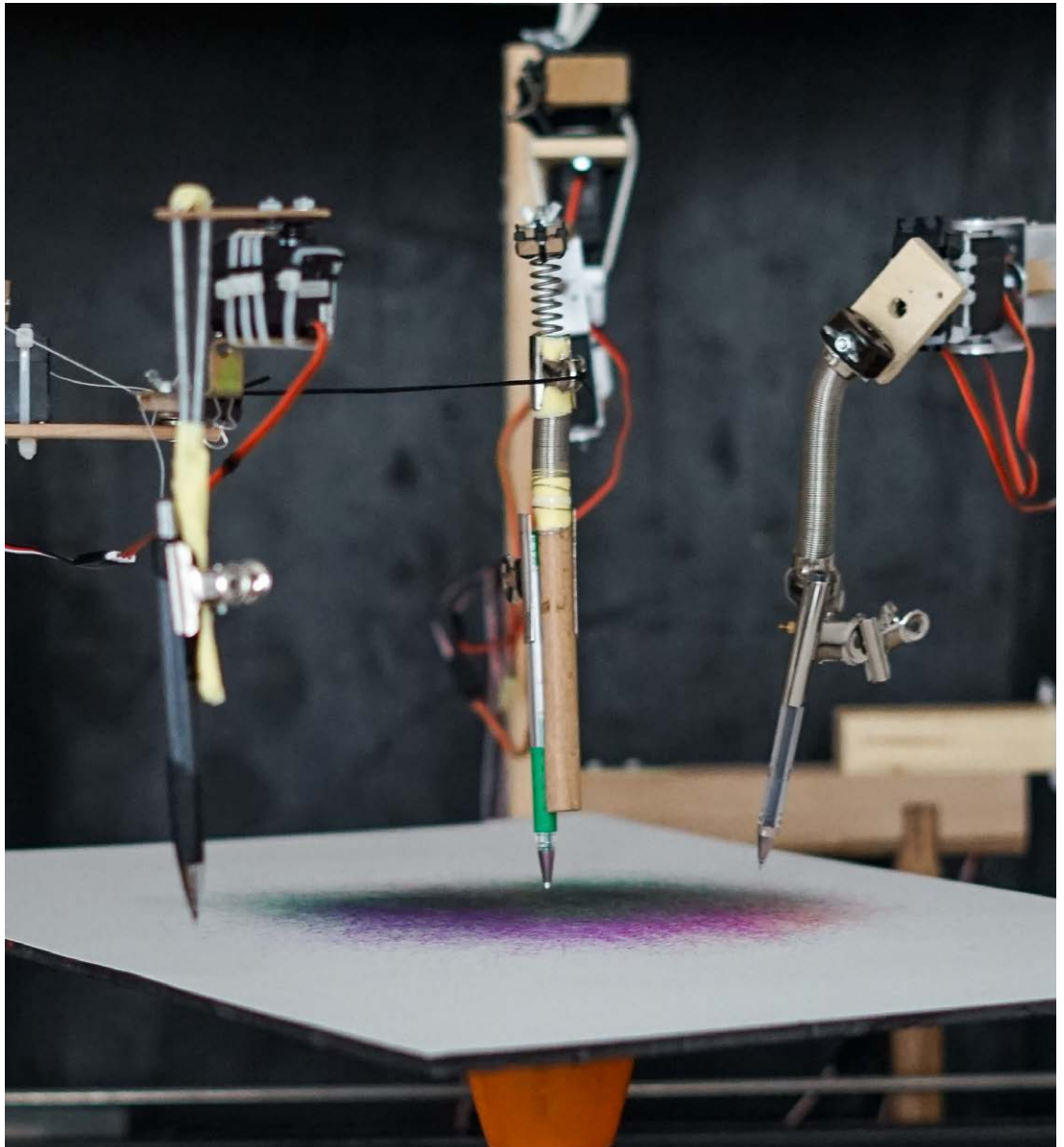
Manchmal ist es Liebgewonnenes, von dem wir uns schwer lösen können, allzu oft ist es aber auch bloß das so wunderbar Gewohnte. Loszulassen bedeutet, ganz bewusst die Ungewissheit zu wählen, anstatt wie so oft an der (un-)geliebten Gewohnheit festzuhalten. Loslassen bedeutet Risiko – Leben bedeutet Risiko. Und das, wo uns doch das Bekannte so unerschämter vertraut ist, dass es sich so viel einfacher und sicherer anfühlt als all das, was sich uns noch nicht offenbart hat. Veränderung bedeutet immer Schmerz, sie bedeutet immer Krise und sie findet stets außerhalb unserer Komfortzone statt. Und

mag die Komfortzone über die Jahre hinweg auch noch so unbequem geworden sein, so erscheint sie uns doch immer noch bequemer als der selbstgewählte Schmerz der Veränderung. Doch es ist eine trügerische Sicherheit, in der uns die Gewohnheit wiegt: in der Komfortzone passiert weder Wachstum noch Entwicklung. Sie mag damit ein guter Ort sein, um zwischenzeitlich zu verschlafen, durchzuatmen und die eigenen Kräfte zu sammeln. Doch was wir zuallererst loslassen dürfen, ist die Vorstellung, sie sei ein guter Ort zum dauerhaften Verweilen. Unsere Komfortzone ist nicht der Gipfel, den wir auf unserer Bergtour des Lebens zu erreichen versuchen; vielmehr ist sie ein Lager, in das wir immer wieder einkehren und wo wir für den nächsten Abschnitt des Aufstiegs Kraft tanken können. Sie ist ein Teil des Weges, aber sicher nicht das Ziel.

Auf Dauer in unserer Komfortzone zu bleiben, hieße zu verharren und zu erstarren. Loslassen hingegen bedeutet, uns an Gegebenheiten anzupassen und flexibel zu bleiben, anstatt starr, unbeweglich und manchmal sogar nahezu ohnmächtig an etwas festzuhalten. Es ist, was die Dakota mit ihrer unverblühten Weisheit ausdrücken: *„Wenn du entdeckst, dass du ein totes Pferd reitest, steig ab.“* Immer wieder im Leben finden wir uns in derartigen Situationen wieder; und wären wir Menschen nicht in der Lage zu reagieren, uns anzupassen und zu verändern, würden wir auf unbestimmte Zeit auf dem toten Pferd sitzend verharren und damit in der immer gleichen Situation steckenbleiben. Bewegungslos, regungslos und ohne vom Fleck zu kommen. Loslassen ist also eine wesentliche Anpassungsfunktion von uns Menschen, um im Leben bewegungsfähig zu bleiben – und unsere wichtigsten Verbündeten auf dieser Mission sind Schmerz und Trauer.

Die transformierende Kraft der Trauer

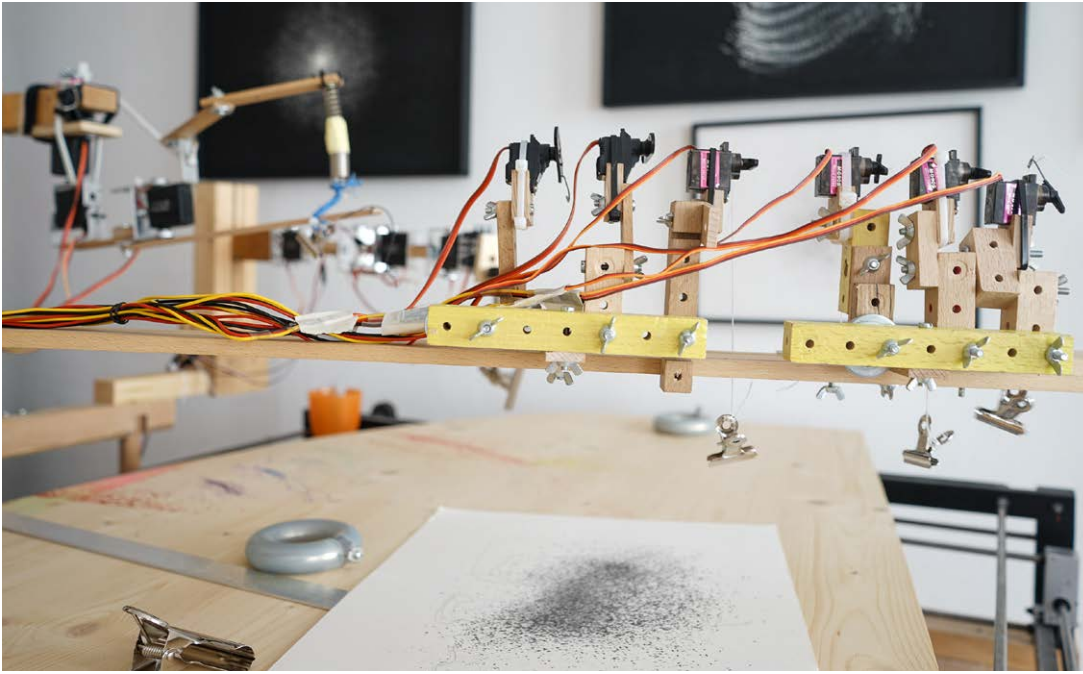
Nur allzu häufig glauben wir, Gefühle von Schmerz und Trauer möglichst vermeiden zu müssen – weil sie unangenehm sind, uns manchmal beinahe unaushaltbar erscheinen, aber auch, weil sie mehr schlecht als recht in unsere auf Hedonismus und missverstandene Positivität bedachte Gesellschaft zu passen scheinen. Dabei ist das, was sich anfühlt, als könnten wir es kaum aushalten, als könnten



Zeichenapparat (Atelieransicht). ©Lenz

wir es möglicherweise gar nicht überleben, am Ende doch nur genau das – verschmerzbar. Dazu ist es allerdings unabdingbar, den Schmerz zuzulassen und der Trauer den nötigen Raum in unserem Leben zu geben. Nichts ist verschmerzbar, wenn wir uns weigern, den Schmerz zu durchleben. Wir können versuchen ihn auszublenden, die Trauer beiseitezuschieben, sie zu verdrängen. Doch damit nehmen wir uns selbst die Chance uns weiterzuentwickeln, denn wir benötigen die Trauer, um mit Dingen abzuschließen und uns für Neues öffnen zu können. Die Trauer ist gleichsam eine Konsequenz des Loslassens, so wie sie uns auch beim Loslassen hilft. Sie hilft uns zu verarbeiten, dass sich etwas nicht so entwickelt hat, wie wir es uns vorgestellt, erwartet oder erhofft hatten. Sie hilft uns wahr- und anzunehmen, dass es anders ist – und dass das Leben in Veränderung begriffen ist. Erst, wenn wir

uns erlauben, darüber zu trauern, dass sich etwas nicht so entwickelt hat, wie wir es erhofft hatten – eine Beziehung, eine Freundschaft, eine Karriere, unsere Idee vom Leben oder von uns selbst –, können wir im selben Moment anerkennen und annehmen, dass es ist, wie es ist. Loszulassen bedeutet zu trauern – und zu trauern bedeutet loszulassen. Es heißt, etwas, das ist, anzunehmen, und sich von etwas, das in unserer Vorstellung hätte sein sollen, zu verabschieden. Es heißt zu akzeptieren und zu verarbeiten, es bedeutet aber auch, sich für Unbekanntes zu öffnen und sich neu zu orientieren. Um es mit den Worten der Dakota zu sagen: Ohne die Erkenntnis, die dem Schmerz innewohnt, würden wir für unbestimmte Zeit auf dem toten Pferd sitzen bleiben und stur darauf bestehen, es möge aufstehen und weitergehen; und würden damit doch niemals einen einzigen Schritt vorankommen.



Zeichenapparatur (Atelieransicht). ©Lenz

Mut zum Neuanfang!

An etwas festzuhalten bedeutet nicht nur, auf der Stelle zu treten und sich nicht vorwärts zu bewegen; es bedeutet auch, mit dem Blick in der Vergangenheit zu verharren oder sich um Ungewisses in der Zukunft zu sorgen. Oft hängen wir an etwas, wie es früher war, oder klammern uns an Vorstellungen, Ideen und Ideale, die einer Realitätsprüfung in der Gegenwart nicht (mehr) standhalten. Und beim Gedanken daran, etwas loszulassen, sehen wir uns bereits völlig halt- und hilflos durch die schlimmsten unserer Zukunftsvisionen treiben. Doch obwohl wir damit gedanklich stets in Bewegung sind, kommen wir doch kein Stückchen vorwärts, sondern drehen uns höchstens an Ort und Stelle im Kreis. Haben wir hingegen den Mut zu akzeptieren, was ist, und unseren Blick damit von der unveränderlichen Vergangenheit und der ungewissen Zukunft abzuwenden, können wir im Hier und Jetzt ankommen, wo Wachstum und Entwicklung möglich sind.

An der Vergangenheit können wir nichts mehr verändern und die Zukunft nicht vorhersehen, doch wir können uns von ihnen lösen, um im Hier und Jetzt zu einer tatsächlichen Lösung zu gelangen. Was uns dabei helfen kann, ist neben Schmerz und Trauer auch Akzeptanz. Wir dürfen letztlich akzeptieren, dass das Leben weder per se gerecht noch für oder gegen uns ist, sondern neutral; dass es weder unsere Aufgabe noch möglich ist, alles *richtig* zu machen; dass wir weder in der Lage sind, die Vergangenheit zu verändern noch die Zukunft zu kontrollieren; dass wir andere Menschen, ihre Gedanken, Gefühle sowie ihr Verhalten

nicht steuern können – wohl aber unsere eigenen Gedanken, Gefühle und unser Verhalten. Wenn wir loslassen wollen, um im Hier und Jetzt, wo wir (wieder) handlungsfähig sind, anzukommen, benötigen wir auch Bewusstheit – die Bewusstheit, dass wir es verdient haben, glücklich zu sein, dass es uns gut gehen darf und dass wir stets getragen und gehalten sind, im Außen wie im Innen. Loslassen bedeutet weder aufzugeben noch etwas gutzuheißen, es bedeutet nicht Kapitulation oder krampfhaftes Reframing. Es bedeutet, uns von etwas zu befreien, das uns vermeintlich Halt gibt, in Wirklichkeit jedoch zu Ballast geworden ist. Es bedeutet, zu akzeptieren und uns damit auszusöhnen, was ist. Und manchmal bedeutet Loslassen auch, etwas längst verloren Geglaubtes in uns selbst wiederzufinden. Denn, wie Miguel de Unamuno einst gesagt haben soll: „In jedem Ende liegt ein neuer Anfang.“ Und schon Hermann Hesse wusste: „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.“

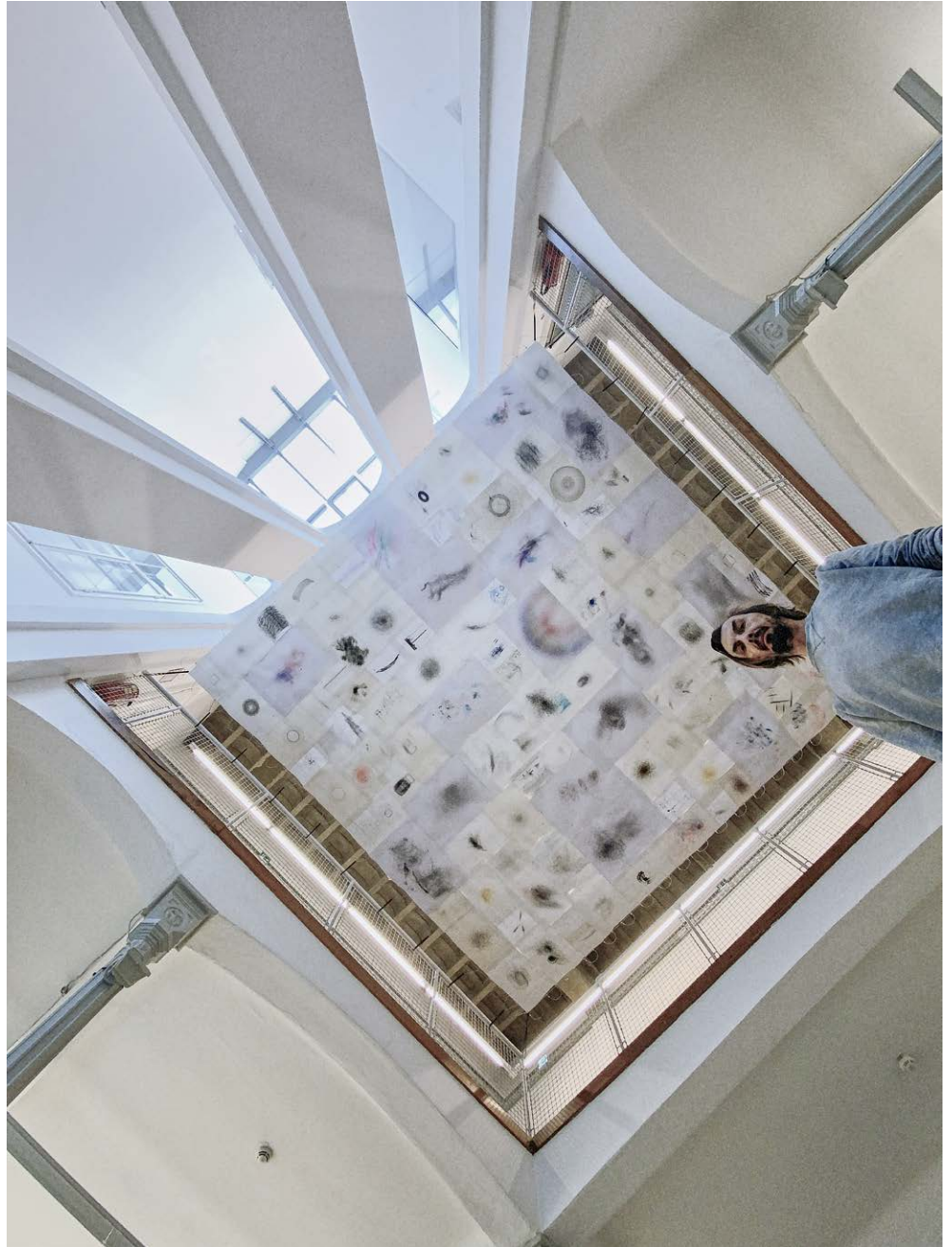
Marie-Christin Hinteregger, geb. 1988 in Klagenfurt am Wörthersee, studierte Psychologie und Angewandte Ethik in Graz, arbeitet als Klinische Psychologin und Gesundheitspsychologin sowie Arbeits- und Organisationspsychologin in freier Praxis in Graz. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Angewandte Ethik an der Karl-Franzens-Universität.



Foto: Tollinger

Ich lasse mich von meinen Werken überraschen

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Alfred Lenz



Alfred Lenz in der QI-Galerie. © Lenz

Der Künstler Alfred Lenz entwickelt verschiedenste Apparaturen, mit deren Hilfe seine Arbeiten in unterschiedlichen Medien entstehen und löst sich damit von der Idee der alleinigen Autorenschaft seiner Werke durch ihn als Künstler. Musik wird mit dieser Methode ebenso generiert wie Zeichnungen auf Papier und anderen Bildträgern. Bereits seit 2017 entsteht so eine Serie von Zeichnungen mit

einer über Midisequenzen, Computer und Modularitysyntheser angesteuerten Apparatur, die der zu Jahresbeginn im Rahmen der Förderungspreise des Landes Steiermark mit dem Viktor-Fogarassy-Preis ausgezeichnete Künstler erstmals in ihrer Gesamtheit in einer Ausstellung in der QL-Galerie zeigen wird. Alois Kölbl hat mit ihm über seine künstlerische Strategie und sein Verhältnis als Künstler zu seinen Werken gesprochen.

Alois Kölbl: Unser Heft trägt den Titel „Lösen“. In deiner Arbeit löst du dich von der Vorstellung, allein der Schöpfer deiner Werke zu sein. Was bedeutet das für dich als Künstler?

Alfred Lenz: Man könnte das auch mit dem Begriff des Zulassens beschreiben. Für mich ist es dabei sehr wichtig, mich selbst zu überraschen. Ich bin als Künstler jemand, der etwas in Gang setzt, aber das Ergebnis ist dann etwas, das ich selbst nicht in der Hand habe. Dabei geht es um das Zulassen dieses Prozesses und um den offenen Ausgang. Diese Überlegungen gehen bei mir sehr weit. Bei den Zeichenprozessen findet nicht nur der Prozess des Zeichnens durch die Maschine statt, sondern auch die Titelfindung: Ich fotografiere die fertigen Zeichnungen, speise sie ins Internet ein und lasse dann von der Google-Bildersuche einen Titel ermitteln. Die künstliche Intelligenz sucht also nach Ähnlichkeiten zu anderen Bildern in ihrer Datenbank. Der Titel der Ausstellung in der QL-Galerie etwa bezieht sich auf ein Werk, das genau so entstanden ist. Eine mehrfarbige, recht fragile Zeichnung, von der Google festgestellt hat, dass es da Ähnlichkeiten gibt zwischen dieser Zeichnung und einem umgangssprachlich „blauer Fleck“ genannten subkutanen Hämatom, das zum Beispiel nach einem Sturz am Oberschenkel entstanden sein könnte.

Wie kann man sich diese Apparatur, die du für dich arbeiten lässt, vorstellen? Wie bist du überhaupt dazu gekommen, so eine Apparatur zu konstruieren?

Meine Maschinen bestehen zum Teil aus gefundenen und für meine Bedürfnisse umfunktionierten Bauteilen, sowie von mir entwickelten Holzkonstruktionen. Sie besitzen unzählige Motoren, die verschiedene Arten von Bewegungen ausführen, lineare, kreisende, rotierende etc. Ich setze auf diese Weise sowohl den Bildträger, als auch die Zeichenstifte in Bewegung.

Schon seit längerer Zeit interessiere ich mich als Künstler für Bewegung und prozesshafte Abläufe und auch das Überschreiten von künstlerischen Genres. Bei mir geht es nie nur allein um Zeichnung oder Performance, um Skulptur oder auch Musik. Das fließt alles ineinander. Es geht immer um die Gleichzeitigkeit mehrerer künstlerischer Formen. Die Entwicklung der Zeichenmaschinen begann 2016 mit einem ganz kleinen Objekt, das ich zu einem einwöchigen Workshop mit Tänzerinnen mitgenommen habe. Diese kleine Apparatur hat mit den Tänzerinnen interagiert. Bei der Entwicklung der Apparaturen hat auch eine Rolle gespielt, dass ich in meiner Wiener Wohnung ganz anders arbeiten muss als in meinem Atelier im oststeirischen Studenzen. Alles muss viel sauberer sein, und weil ich in Wien viel unterwegs bin, hat es auch eine Rolle gespielt, dass auch während meines Unterwegsseins produziert werden kann. Oft bin ich gar nicht anwesend bei den Entstehungsprozessen der Zeichnungen. Ursprünglich habe ich für Musikinstrumente Apparaturen gebaut, die die Instrumente zum Spielen brachten. Das habe ich dann auf die Herstellung von Zeichnungen übertragen. Da ich auch selbst als bildender Künstler sehr von der Musik geprägt bin, haben auch die Zeichnungen immer etwas Musikalisches, weil sie in einem sequenziellen Prozess entstehen.

Die QL-Galerie ist kein White-Cube, sondern das Foyer einer ehemaligen großbürgerlichen Villa. Du reagierst hier auf einen sehr speziellen Raum. Inwiefern wird der Raum für deine Ausstellung „Blauer Fleck“ eine Rolle spielen?

Bei der Inszenierung der Arbeiten im Ausstellungsraum geht es um ähnliche Fragestellungen wie bei der Entstehung der

Zeichnungen, bei denen sich überlagernde Strukturen eine große Rolle spielen. Es ist für mich schon sehr spannend, den gesamten Zyklus einmal als Ganzes präsentieren zu können. Ich werde ein Drahtseilgitternetz in der Größe des gesamten Raumes auf der Höhe der Galerie im ersten Stock aufspannen. Von der Unterseite wird ein Großteil der Zeichnungen mit Neodym-Magneten angepinnt. Das wird dann von der Raumwirkung fast wie eine Deckenmalerei erscheinen. Aus den einzelnen Raumzeichnungen entsteht dann wieder eine größere Struktur. Ich kann noch nicht ganz einschätzen, wie das aussehen wird, freue mich aber schon sehr darauf. Vor allem interessiert mich der Aspekt daran, dass es ein neues, zusammenhängendes Gebilde von ganz eigener Wirkung ergeben wird. Die Gesamtheit der Zeichnungen wird also wieder zu einem Bild. Gleichzeitig werden auch Arbeiten für die Nahbetrachtung an den Wänden zu sehen sein. Makro- und Mikroebene werden sich im Ausstellungserlebnis überlagern.

Du hast gerade beschrieben, wie sich in der Inszenierung deiner Ausstellung verschiedene Ebenen übereinander lagern. Wir leben im Zeitalter der Globalisierung und Digitalisierung, in dem sich auch Bedeutungsebenen, die unser Leben und Handeln bestimmen, die wir aber oft nicht in der Hand haben, überlagern. Sind das Phänomene, die dich auch als Künstler beschäftigen?

Ich beschäftige mich als Künstler sehr intensiv mit digitalen Medien und finde es beunruhigend, wie Plattformen wie zum Beispiel Facebook funktionieren. Algorithmen bestimmen, welche Reichweite ein Posting bekommt. Jemand macht ein Posting, das zunächst einmal an eine geringe Anzahl von Usern verschickt wird und je nach deren Reaktion wird es dann weiterverbreitet. Das heißt, da geht es nicht um den Wahrheitsgehalt, der den Grad der Verbreitung bestimmt, sondern um die Stärke emotionaler Reaktionen. Darin liegt eine große Gefahr. Denn gerade Fake-News-Informationen – die nicht stimmen, aber einen sehr hohen negativen emotionalen Impact haben – verbreiten

sich viel stärker als positiv konnotierte und wahrheitsgetreue Nachrichten. Solche Phänomene verändern unsere Welt auch ganz real. Wenn man etwa nach Myanmar schaut, wo vom Militär gestützte Internet-Trolle Fake-Nachrichten verbreiten, um einem Genozid Vorschub zu leisten und ihn zu rechtfertigen. Oder die Wahlen in Amerika, die ganz wesentlich von Instagram- und Twitter-Nachrichten bestimmt waren, deren Wahrheitsgehalt bzw. Unrichtigkeit vollkommen irrelevant war für den Einfluss auf das Wahlverhalten von vielen Wähler*innen. Auch die Wirkung von Internet-Dynamiken auf das Brexit-Phänomen war ähnlich gelagert. Das gab es in der Menschheitsgeschichte noch nie, dass ein Medium auf einen Schlag so viele Menschen gleichzeitig erreicht und auch oft mehr über uns weiß als wir selber und unser eigenes persönliches Umfeld.

Wenn du die Rolle von Emotion, die von einem nachvollziehbaren Realitätsbezug und objektiver Wahrheit entkoppelt ist, als entscheidend für die Verbreitung und den Einfluss von Nachrichten in unserer digitalisierten Welt beschreibst, dann erhebt sich für mich die Frage: Müsstest sich die Kunst gerade im Blick auf derartige Phänomene vom Faktor Emotion nicht zumindest ein Stück weit lösen, um wieder einen klareren Blick auf gesellschaftliche Phänomene zu bekommen?

Dass sich die Kunst von der Emotion löst, ist gar nicht möglich, weil Kunst ja für lebendige Wesen gemacht ist und deren Emotionen sind einfach immer vorhanden. Jedes künstlerische Werk – selbst sehr rationalkonzeptuelle Kunst – ist emotional. Emotion ist ein ganz entscheidender Faktor der Kunst, aber auch für uns Menschen insgesamt.

Es geht also für die Kunst vielleicht eher um die Analyse dessen, wie mit Emotionen gespielt und mit deren Hilfe auch manipuliert wird ...

Für mich als Künstler spielt es auf jeden Fall eine ganz entscheidende Rolle, solche Momente zu analysieren. Damit *muss* sich die Kunst beschäftigen. Vor allem mit

dem Phänomen, dass der Faktor Emotion zunehmend objektive Wahrheit irrelevant macht. In der Neuen Galerie des Universalmuseums Joanneum ist gerade eine Arbeit von mir zu sehen, die das thematisiert: In einem Raum, dessen Decke himmelblau ausgemalt ist, bewegen sich zwei Wattewolken den Raum entlang. Diese Wattewolken sind die Visualisierung einer Studie über soziale Medien, die davon spricht, dass dreiundachtzig Prozent aller politisch verbreiteten Informationen auf sozialen Medien keinen Wahrheitsgehalt besitzen. Die große Wolke verkörpert genau diese dreiundachtzig Prozent, die kleine Wolke den Rest. In dem Raum geht es um das emotionale Moment, das der Raum mit dem blauen, künstlichen Himmel zunächst auslöst, auch um die eigenartige Komik der fahrenden Wolken und dann eben das Kippen in etwas sehr Ernsthaftes. In einer anderen Video-Arbeit von mir mit dem Titel „Lightning“ sieht man, wie ich in einer Holzkonstruktion mit Seilzügen immer wieder zwei Schlagzeugbecken zusammenschlage. Im Video ist zu sehen, wie beim Aufeinandertreffen der Becken eindrucksvolle Blitze entstehen. Von den Betrachter*innen höre ich immer wieder: „Wow! Wie ist das möglich?“ Genau damit spiele ich. Die Blitze sind nämlich erst nachträglich in das Bildmaterial des Videos hineinmanipuliert und haben mit dem Aufeinanderprallen der beiden Becken gar nichts zu tun. Trotzdem glauben die Betrachter*innen der durch das Video vermittelten Bildbotschaft. Bilder scheinen einfach einen unmittelbaren Wahrheitsgehalt für uns zu haben, den wir zunächst gar nicht weiter hinterfragen.

Beim Nachdenken deiner durch Maschinen entstandenen Kunst muss ich daran denken, dass auch unsere Lebenswelt immer mehr von Maschinen bestimmt wird. Und das durchaus nicht nur in einem negativen Sinn. In Japan etwa werden Roboter zur Betreuung alter, einsamer und dementer Menschen eingesetzt und werden dabei zu so etwas wie einem beseelten Gegenüber mit eigener Persönlichkeit. Spielen solche Phänomene auch für die Kunst eine Rolle?

In Japan ist das sicher auch kulturell bestimmt. In der Jahrtausendealten kulturellen und religiösen japanischen Tradition wird allen Dingen eine Seele zugeschrieben. Das interessiert mich sehr, gerade weil es nicht meiner eigenen Tradition und Herkunft im abendländischen Christentum entspricht. Ich bin ja katholisch aufgewachsen und sozialisiert. Als Künstler beschäftige ich mich aber gerade mit diesen Fragen: Was ist das Leben? Wo beginnt Leben eigentlich? Ich finde auch Überlegungen sehr interessant, die das Internet als Lebewesen und eigenständiges Gegenüber betrachten. Es gibt ja auch zwischen mir und meinen Maschinen eine Art von Kommunikation.

Inwiefern siehst du dich als Künstler überhaupt als alleiniger Schöpfer deiner Werke?

Ich stelle mir oft die Frage: Was ist eine Idee? Und inwiefern schaffen Künstler etwas, das wirklich neu ist? Autoren-schaft ist für mich generell etwas sehr Verschwommenes. Bei mir geht es ja oft eher um eine Methodenschaft als um ein Sujet. Alles hängt mit der Kunstgeschichte und dem, was schon früher entstanden ist, zusammen. Ich glaube, wir nehmen uns da zu wichtig, wenn wir nur uns selber als Autoren sehen. Alles, was entsteht, ist immer nur möglich im Kontext der Geschichte.

Du hast am Beginn unseres Gesprächs gesagt, dass du von deinen Werken auch selbst als Künstler überrascht wirst ...

Ja, das kommt glücklicherweise immer wieder vor. Ich würde mich als jemand bezeichnen, der wenig stringent ist in seinem Werk. Ich versuche immer wieder, ganz neue Dinge zu machen, um zu solchen Erfahrungen zu gelangen, wo ich selbst überrascht werde. Als ich zum ersten Mal die Strukturen sah, die die Maschine machte, war das ein solcher Moment. Ich versuche so weit wie möglich der Maschine ihre Freiheit zu belassen. Ich selbst fühle mich da als Künstler wie ein Kind. Das hat immer auch etwas sehr Spielerisches.

maß nehmen

Volha Hapeyeva

maß nehmen
wieviel platz ich brauche und wieviel die anderen

teile ausschneiden und zusammenfügen
jetzt hab ich mein eigenes boot
am ufer neu
wunderschön

begeistert steige ich ein
stelle mir vor wie es ist auf dem wasser zu sein
nehme das ruder
und rudere los
im sand bleiben kerben
ich lade andere ein
sich zu mir ins boot zu setzen
die augen zu schließen
und fortzutreiben

seltsames schauspiel aber manchen gefällt's

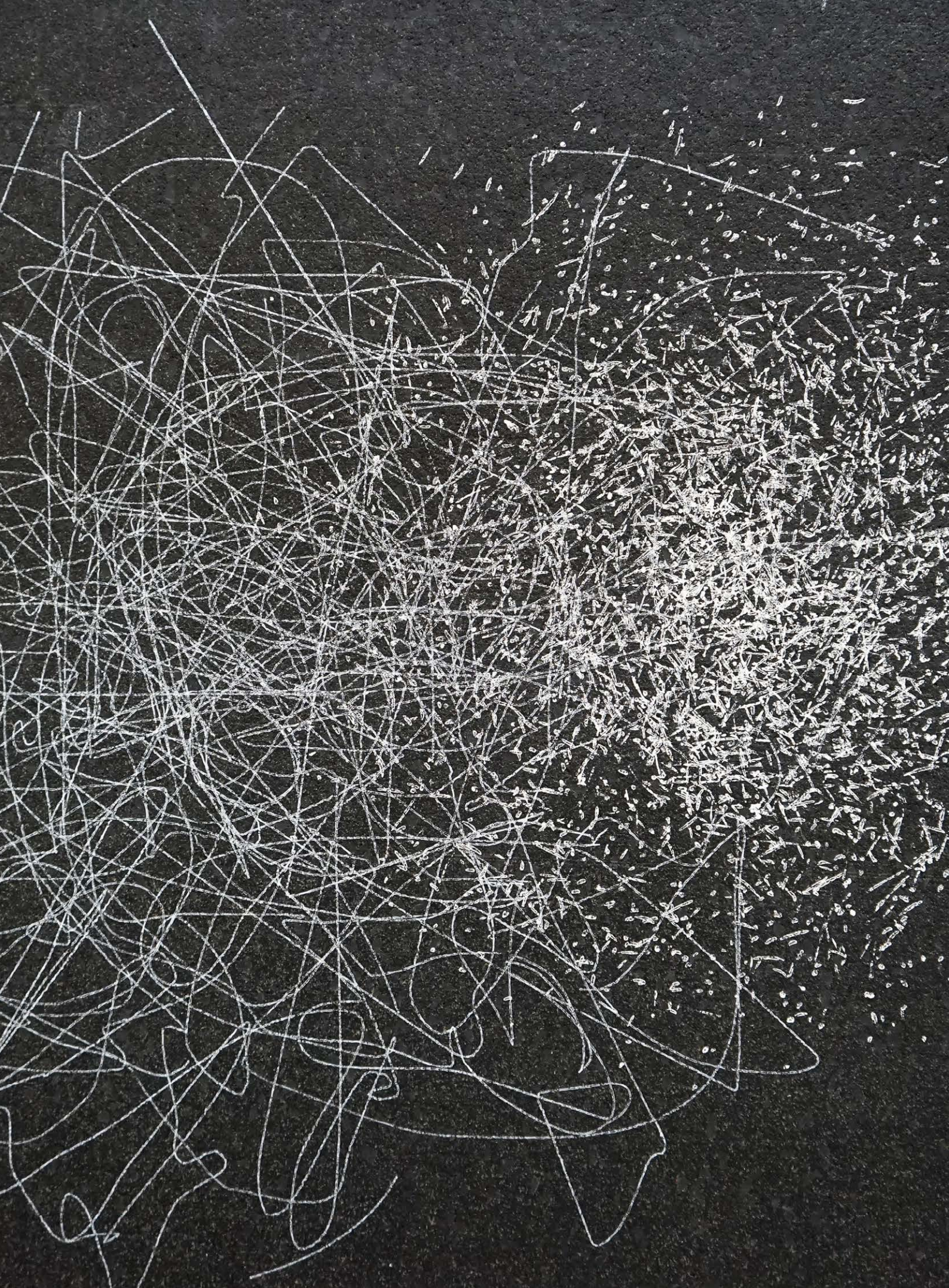
mein boot am ufer ist so vollkommen
kleine risse zeigen sich erst bei gefahr

das heisst es wird zeit
das boot zu wasser zu lassen
sich der unvollkommenheit zu stellen
der des boots
der eigenen
und der der anderen

aus dem Lyrikband *Mutantengarten* (Edition Thanhäuser, 2020).
Übersetzt aus dem Belarussischen von Matthias Göritz.

Volha Hapeyeva,

geboren in Minsk, Belarus (1982), ist eine Lyrikerin, Autorin, Übersetzerin und promovierte Linguistin. Für ihr Werk erhielt sie zahlreiche Preise und Auszeichnungen. Ihre Gedichte wurden in mehr als 15 Sprachen übertragen. Auf Deutsch erschienen Lyrikband *Mutantengarten* (Edition Thanhäuser, 2020) und *Roman Camel-Travel* (Droschl Verlag, 2021). Grazer Stadtschreiberin 2019/2020.



Das Problem der Gerechtigkeit

Eine unlösbare Sache oder gibt es einen Weg zu einer gerechten Gesellschaft?

Von P. Toni Witwer SJ



Alfred Lenz, Fake Clouds (Ausstellungsansicht UM Joanneum), 2021.

Foto: Universalmuseum Joanneum / J.J. Kucek

Der Eindruck, gegenüber anderen benachteiligt zu sein und Ungerechtigkeit zu erleiden, hat sich im Laufe der Pandemie verstärkt, und der Ruf nach Freiheit und Gerechtigkeit erklingt nicht nur bei den gegenwärtigen Demonstrationen. Die Pandemie hat einerseits neue Ungerechtigkeiten hervorgebracht, andererseits aber auch die Existenzangst der Menschen vergrößert. Sie sind so mehr auf sich selbst bezogen, blicken vergleichend auf andere und fühlen sich dabei zunehmend benachteiligt und ungerecht behandelt. Die Krise hat so zwar die Menschen sensibler gemacht für bestehende Ungerechtigkeiten,

ihren „Schrei nach Gerechtigkeit“ jedoch nur vergrößert. Kann dieser Schrei überhaupt je verstummen – und lässt sich das Problem der Gerechtigkeit überhaupt lösen? Die Vorstellungen von Gerechtigkeit sind recht unterschiedlich und hängen von eigenen Erfahrungen und der Lebenseinstellung ab. Was „gerecht“ ist, wird aus einer subjektiven Perspektive beurteilt, und deshalb verstehen die einzelnen Menschen unter „Gerechtigkeit“ nicht immer das Gleiche. Bei aller Verschiedenheit lassen sich jedoch drei wesentliche Grundformen des Verständnisses von Gerechtigkeit ausmachen.



Alfred Lenz, Fake Clouds (Ausstellungsansicht UM Joanneum), 2021.
Foto: Universalmuseum Joanneum/J.J. Kucek

„Gerechtigkeit“ im modernen Gewand

Die erste Form, die jede demokratische Gesellschaft kennzeichnet, versteht die Gerechtigkeit als Gleichheit aller vor dem Gesetz, d. h. die Gerechtigkeit wird hier nicht nur durch ein möglichst gesetzeskonformes Vorgehen durch die Verantwortlichen zu erreichen versucht, sondern auch von den Betroffenen als ihr Recht gefordert. Trotz seiner großen Bedeutung und Richtigkeit stößt es jedoch an seine Grenzen, etwa wenn die Gesetze selbst als „ungerecht“ erachtet werden, sie sich gegenseitig widersprechen oder wichtige Aspekte unberücksichtigt lassen.

In unserer Gesellschaft am stärksten verbreitet ist das Verständnis von Gerechtigkeit als „Leistungsgerechtigkeit“. Wir leben in einer „Leistungsgesellschaft“, ob in der Schule oder der Arbeit, in der Freizeit oder im Sport; alles wird gemessen und bewertet. Dieses Denken macht beispielsweise sensibel für die ungleiche Bewertung von Arbeit und fordert daher zurecht die „Lohngerechtigkeit“ bei der Bezahlung von Frauen und Männern. Trotz der positiven Aspekte ist jedoch nicht zu übersehen, dass uns dieses Verständnis von Gerechtigkeit füreinander zwangsläufig zu „Rivalen“ macht. In dem Maße wie wir uns nur an den Leistungen messen und uns so als besser, erfolgreicher, mächtiger usw. als andere zu zeigen versuchen, stellen wir damit gerade die Ungleichheit heraus und erniedrigen auf diese Weise andere Menschen – und damit verhalten wir uns ihnen gegenüber ungerecht.

Die dritte Grundform des Verständnisses von Gerechtigkeit besteht darin, diese als Antwort auf die jeweilige Bedürftigkeit des einzelnen Menschen zu verstehen. Gerechtigkeit bedeutet hier in besonderer Weise die Förderung von Benachteiligten und Schwächeren, die vor allem durch die Solidarität mit ihnen zu leben versucht wird. Die mit der „Solidaritätsgerechtigkeit“ verbundenen Probleme ergeben sich vor allem aus der Wahrnehmung der eigenen Bedürftigkeit und aus dem Umgang mit dieser. Denn in dem Maße, wie Menschen ihre eigene Situation mit jener anderer vergleichen, fühlen sie sich meist sehr schnell „benachteiligt“ und daher auch „bedürftiger“ als jene. Gleichzeitig kann aber auch ein gewisser „Stolz“ als Konsequenz unserer Leistungsgesellschaft oftmals gerade wieder zum Verbergen der eigenen Bedürftigkeit und Armut führen, sodass sie entweder gar nicht um Hilfe bitten oder andere Gründe vorschieben, warum ihnen eine Hilfeleistung zusteht.

Das Ungenügen der Selbstgenügsamkeit

Kann es so überhaupt je eine „Gerechtigkeit“ geben – oder bleibt sie eine Illusion? In dem Maße wie der Mensch in der Angst um sich selbst gefangen ist und um sein Leben besorgt bleibt, wird er sich immer in der Rolle des „Benachteiligten“ sehen, dessen Wünsche und Bedürfnisse vielfach unerfüllt bleiben. Er hat dabei nicht nur das Gefühl, von anderen ungerecht behandelt zu werden, sondern oft auch den Eindruck, dass das Leben insgesamt ungerecht ist und

andere ihm gegenüber bevorteilt. Und da auch alle drei genannten Formen des Verständnisses von Gerechtigkeit nicht in der Lage sind, alle Ungleichheiten zu überwinden und so die Ungerechtigkeiten zu beseitigen, scheint sich der Traum einer „mir in allem gerecht werdenden Gesellschaft“ nicht zu erfüllen.

Doch ist die Gerechtigkeit wirklich nur eine Illusion? Oder gibt es vielleicht doch noch einen Weg zu einer „gerechten Gesellschaft“? Eine Voraussetzung dafür ist jedenfalls, dass der „Schrei nach Gerechtigkeit“ – das Aufdecken bestehender Ungerechtigkeiten – nicht verstummen darf; auch wenn er stört, unangenehm ist und anklagt. Aus diesem Grund gibt es immer wieder die Tendenz, ihn zu unterdrücken und zum Schweigen zu bringen. Doch nur wo der „Not-Schrei“ der Bedürftigen gehört wird und die Menschen dankbar sind für alles Empfangene, werden sie dies mit ihnen teilen und ihnen zu helfen suchen, anstatt sich nur passiv in Selbstzufriedenheit zurückzulehnen.

Das Entstehen einer „gerechten Gesellschaft“ erfordert aber vor allem einen Wechsel der Grundeinstellung, wie ihn Jesus in der Bergpredigt anspricht. Mit seinem herausfordernden Wort: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“ (Mt 5,20) macht er deutlich, dass es ihm nicht um eine „Gesetzesgerechtigkeit“ geht, wie sie von den Pharisäern gelebt wurde, die sich durch äußere strenge Gesetzestreue vor anderen als gerecht präsentieren wollten. Denn mit den folgenden Thesen (Mt 5,21-48), die jeweils mit den Worten beginnen „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: ... Ich aber sage euch: ...“, macht Jesus klar, dass die Gesetze und die Treue gegenüber ihnen nicht einer Selbstgerechtigkeit dienen, sondern dass es vielmehr darum geht, dem Nächsten soweit wie möglich gerecht zu werden und ihm zu helfen, zur „Fülle des Lebens“ zu gelangen.

Dem Anderen gerecht werden

Mit dem „Ich aber sage euch“ weitet Jesus in Mt 5,21-22 nicht nur die Gültigkeit des fünften Gebotes aus, sondern er zeigt auch, was es bedeutet, anderen gerecht zu werden. Das Gebot: „Du sollst nicht töten!“ meint daher positiv formuliert: „Du sollst dem Anderen Leben geben!“ – und damit wird alles als „Ungerechtigkeit“ anderen Menschen gegenüber erklärt, was diese hindert, an ihrem Leben tiefere Freude und Dankbarkeit zu empfinden. Solange wir, wie die Pharisäer, jedoch nur die Gerechtigkeit für uns selbst suchen, werden wir dazu neigen, die Gültigkeit des Gebotes auf das einzuschränken, was wir gut und gerne einhalten können. Die positive Ausweitung des Gebotes bringt es dagegen mit sich, dass wir in dem Mühen, dem Nächsten zu einem „Leben in Fülle“ zu verhelfen, nie an ein Ende kommen und ihm deshalb immer etwas schuldig bleiben werden.

Mit den folgenden Versen (Mt 5,23-24) vom Darbringen der „Opfergabe“ als Ausdruck der Selbsthingabe für den Bruder bzw. die Schwester, der/die „etwas gegen dich hat“, weist Jesus sowohl auf die Bedeutung der Sensibilität wie auch der Bitte um Entschuldigung hin. Denn wenn ich mir bewusstwerde, was den anderen Menschen an meinem Verhalten stört und ich mein Leben ehrlich in seinen Dienst stellen möchte, dann muss ich auch bereit sein, dieses „Störende“ so weit wie möglich zu beseitigen und ihn deswegen auch um Vergebung bitten.

Dies erläutern die abschließenden zwei Verse der ersten These: „Schließ ohne Zögern Frieden mit deinem Gegner, solange du mit ihm noch auf dem Weg zum Gericht bist! Sonst wird dich dein Gegner vor den Richter bringen und der Richter wird dich dem Gerichtsdienner übergeben und du wirst ins Gefängnis geworfen. Amen, ich sage dir: Du kommst von dort nicht heraus, bis du den letzten Pfennig bezahlt hast“ (Mt 5,25-26). Auch wenn wir zu vollkommener Liebe und Hingabe fähig wären, würden wir anderen dennoch stets viel schuldig bleiben, weil ihre Wünsche und Bedürfnisse weit über das hinausgehen, was wir zu geben imstande sind. Gerade weil wir nicht in der Lage sind, dem anderen Menschen vollkommen „gerecht“ zu werden, bleibt es wichtig, ihn um die Annahme unseres Mühens um Gerechtigkeit zu bitten und ihm auch dankbar zu sein, wenn er unseren Dienst annimmt.

Solange wir nur auf die „Gerechtigkeit uns gegenüber“ warten, bleibt sie ein unerfüllter Traum und das Problem der Gerechtigkeit wird sich so auch nicht lösen lassen. Möglich wird die Lösung jedoch dort, wo die Menschen versuchen, sich aus der egoistischen Bezogenheit auf sich selbst zu lösen und anderen mit Liebe und Aufmerksamkeit zu begegnen. Auf diese Weise werden sie selbst innerlich immer freier und können zum Aufbau einer gerechten Gesellschaft beitragen, auch wenn der Hilfeschrei der Bedürftigen weder verstummen wird noch verstummen darf. Das Mitleid mit ihnen und die Dankbarkeit für das selbst Empfangene werden so jene Dynamik der Liebe freisetzen, die sie befähigt, der Gerechtigkeit zu dienen, auch wenn sie gerade „um derentwillen verfolgt werden“.

P. Toni Witwer SJ,
geb. 1948 in Thüringen/Vorarlberg,
Theologiestudium in Innsbruck,
Priesterweihe 1975 und Eintritt in den
Jesuitenorden 1976. Nach Studien
in Rom arbeitete er in der Priester-
ausbildung, von 1998 bis 2018 im
Generalat des Ordens und an der
Päpstlichen Universität Gregoriana.
Seit seiner Emeritierung im Dienst
der Diözese Graz-Seckau und
Superior der Grazer Jesuiten.



Foto: privat

Gefangen in einem Fliegenglas?

Wie eine Krise ihre Spuren in der Sprache hinterlässt
Von Daniel Pachner



Ausstellungsansicht Alfred Lenz, Blauer Fleck/QL-Galerie. Foto: Lenz

Auf die Frage, was sein Ziel in der Philosophie sei, bemühte Ludwig Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* ein markantes Bild. Der Fliege wolle er den „Ausweg aus dem Fliegenglas zeigen“ – einer gläsernen Apparatur mit einer großen Öffnung am Boden, der sie

jedoch zu entkommen versucht, indem sie ständig oben gegen die unsichtbare Barriere einer Glasscheibe knallt. Eine ermattende Erfahrung für die Fliege, die viele heute in ähnlicher Form machen, wenn sie dem Sprechen von der Pandemie entkommen wollen. Die seit zwei Jahren



Ausstellungsansicht Alfred Lenz, Blauer Fleck/QI-Galerie. Foto: Kölbl

durchgehende mediale Dauerbeschallung lässt das Thema Corona nicht zum Verstummen kommen. Und zunehmend findet es auch Eingang in die Sprache des Alltags.

Das zumindest legt die Studie *Über Corona sprechen* – durchgeführt am Mannheimer Leibniz-Institut für Deutsche Sprache – nahe. Man bespricht die Pandemie nicht mehr in ausschließlich medizinischen Kontexten, sondern vermehrt in ihrer Bedeutung für den Alltag und das eigene Leben. Der Begriff „Corona“: schon längst ist er nicht mehr eine bloße Bezeichnung für ein Virus mit namensgebender Gestalt. Er hat sich von seinem Namens-träger gelöst und ist vielmehr eine Chiffre für eine Vielzahl an Bedeutungen geworden, die beinahe jeden Aspekt des öffentlichen und privaten Lebens in irgendeiner Weise berührt hat; ein Zeichen für eine Krise, das alles andere in den Hintergrund gerückt zu haben scheint und Bedeutung in allen Facetten des Lebens fordert.

Sprachspiel einer Krise

Wenn „unsere Sprache“, wie Ludwig Wittgenstein es beschreibt, „eine alte Stadt“ ist voller Gassen und Plätze, voll mit „alten und neuen Häusern“ und „umgeben von einer Menge neuer Vororte“, dann stellen „Corona“ und die Begriffe, die dieses Wort mit sich bringt, wohl eine

Stadterweiterung im Schnelldurchlauf dar. Rund 2300 neue Wortschöpfungen zählt das Leibniz-Institut in einem eigens dafür eingerichteten Neologismenwörterbuch. Doch es sind nicht nur Wortneuschöpfungen, denen man in dieser neuen Welt voller Bedeutungen begegnet, sondern auch einer Transformation alltäglich verwendeter Worte. Wer hätte vor drei Jahren bei einer „Kurve“ oder „hohen Zahlen“ an das gedacht, was sich heute sprachlich nahelegt?

Ob man will oder nicht, man steckt mittendrin in einem Sprachspiel, das für die erlebte Krise bezeichnend ist. Der Begriff Sprachspiel mag Assoziationen eines kreativen Sich-Auslebens wecken. Gemeint ist damit aber bei Wittgenstein nicht ein bloßes Spiel mit Worten, das einen amüsanten Zeitvertreib darstellt, sondern die grundlegende Funktionsweise unserer Sprache. Wie Brettspiele, die Wittgensteins Vergleichspunkt zur Sprache sind, zeichnet sich das Sprechen dadurch aus, Regel und Figuren zu haben, die entscheidend für das (Sprach-)Spiel sind. Wittgensteins Blick auf die Sprache hört jedoch beim Sprechen allein nicht auf. Denn immer sind die Worte und Zeichen, die ein Sprachspiel ausmachen, eingebettet in das alltägliche Leben, so „daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform“.

So eng verknüpft ist die Sprache nicht etwas, das dem Leben erst hinzukommt. Im Sprechen selbst vollzieht sich bereits eine bestimmte Art und Weise zu leben, so dass man den inzwischen selbstverständlichen Fachjargon der Corona-Krise nicht nur verinnerlicht hat, sondern auch zunehmend heimisch wird in diesem neuen Vorort der Sprach-Stadt. Das Sprachspiel der Krise wird allgemeiner Sprachgebrauch und bezeichnet nicht mehr nur das Spezielle, sondern das Alltägliche. Nicht länger sind diese Sprachmuster Schablonen, die man auch wieder zur Seite legen könnte, sondern die vielbeschworene Normalität vor der Krise wird zur Brille, durch die hindurch man das gegenwärtig Erlebte sieht.

Babylonische Verwirrung

Von einer Gesundheitskrise allein lässt sich daher heute nicht mehr sprechen. Zu viele Krisenherde haben sich aufgetan, die sprachlich gesehen den ursprünglichen Kontext der Pandemie verlassen haben und bereits eine eigene Dynamik entwickelten. Und während sich Politiker in *Message Control* übten, entfaltete sich abseits der offiziellen Kanäle gesellschaftlicher Kommunikation eine Vielfalt an Sprechweisen über die Pandemie, die unmöglich zu kontrollieren war und von denen sich einige gerade dadurch auszeichneten, die politisch vorgegebenen Spielregeln in Sprache und Tat nicht mitzugehen. Das eine Sprachspiel der Krise fächerte sich auf. Selbst, wenn mit denselben sprachlichen Figuren gespielt wurde, waren Spiel und Regel oft ein völlig anderes. Anstelle der gemeinschaftsbewahrenden Einheitssprache kam die Erfahrung, dass man mit einigen keine gemeinsame Sprache mehr findet, nicht mehr reden kann und man sich untereinander und sie nicht mehr versteht.

Kann man von der „gespaltenen Gesellschaft“ als dem Ergebnis dieser Unfähigkeit zur Kommunikation sprechen? Sicherlich wird man die vielbemühte Spaltung nicht allein der Sprache zuschreiben können, trotz der Parallele zur biblischen Erzählung vom Turmbau zu Babel. Auch eine zweite Parallele, die bei einigen Deutungen der Krise begegnet und die die Zerstreuung der Gesellschaft durch mediale und sprachliche Beeinflussungen herbeigeführt verstehen (Stichwort „Pandemie“), muss man in ihrer Funktion als (Spiel-)Regel sehen. Denn auch diese Figuren gehören jeweils zum Sprachspiel. Man wird diese innere Logik, die häufig Verschwörungstheorien ausmacht, nicht auflösen können, blickt man nicht auf die „Mittel unserer Sprache“ und die Regeln des Spiels selbst. Sie muss man thematisieren, will man die sprachlichen Bilder, die Menschen in einem bestimmten Verständnis der Welt gefangen halten, zum Verschwinden bringen. Es braucht ein Bewusstsein dafür, was Wittgenstein besonders als

ein Problem allgemeingültiger Definitionsversuche verstanden hat: „Man glaubt, wieder und wieder der Natur nachzufahren, und fährt nur der Form entlang, durch die wir sie betrachten.“ Wer „alternative Fakten“ bemüht, weiß ebenso instinktiv um diese Funktionsweise der Sprache. Und es kommt nicht von ungefähr, dass medizinisch fundierte Sprechweisen diskreditiert werden, indem man sie als großes Lügenkonstrukt zu entlarven vermeint: man spricht ihnen eine Regel zu, die dieses Spiel nicht hat – und befolgt so selbst wieder eine Regel des eigenen Sprachspiels.

Wider die großen Worte

Wer nicht hermetisch von Kritik abgeriegelt seine eigene Sprache spricht, kann dennoch die enorme Vielfalt der Sprechweisen als belastend empfinden. Und es scheint, als greife man zunehmend auf große Erzählungen zurück, um im Lärm der medialen Dauerbeschallung auf sich zu lenken und Zuhörer zu gewinnen. Wird man so die Ermatteten wirklich für sich einnehmen können, indem man von „Attentaten“ und „Siegessägen“ spricht und die verbalen Kriegstrommeln schlägt? Auch hier lässt sich mit Wittgenstein antworten: Die (bei ihm philosophischen) „Probleme entstehen, wenn die Sprache *feiert*“. Und auch, wenn große Verkündigungen verlockend wirken, auf dem Boden der Tatsachen bleiben, heißt auch, die prinzipielle Unsicherheit der Zukunft nicht sprachlich auflösen zu wollen.

Nicht durch große Worte, die die Krise in ihre nächste Dimension führen, wird man sie lösen können. Doch abseits dessen steht eine Lösung aus. Wie man in der Krise spricht, wird dennoch im Umgang mit ihr und ihrer Lebensbedeutung einen großen Unterschied machen – weswegen es wichtig ist, vorsichtig mit den Sprachmustern der Gegenwart umzugehen und sich auch der Herausforderung zu stellen, sie kritisch (die eigenen eingeschlossen) zu betrachten. Und vielleicht braucht es neben dem Verzicht auf heroische Worte bisweilen auch einfach ein Schweigen, das dennoch die Belastungen dieser Zeit anerkennt, damit man am Ende nicht wie die Fliege vor Erschöpfung zu Boden sinkt.

Daniel Pachner, geb. 1991 in Bruck/Mur, ist seit Jänner 2022 Bildungs- und Kulturreferent der KHG Graz und Chefredakteur von *Denken+Glauben*. Er studierte Katholische Fachtheologie in Graz und ist aktuell Dissertant am Institut für Philosophie an der Kath.-Theol. Fakultät Graz, wo er im Bereich Leibphänomenologie forscht.



Foto: privat

Ein Sich-Lösen von und Brechen mit Traditionen

Der Comic-Klassiker Blake und Mortimer, der „Ketzer“-Pharao Echnaton und andere ägyptische „Ketzer“

Von Bernhard Valentinitzsch

Blake und Mortimer ist ein echter Comic-Klassiker der franko-belgischen Schule, also der Tradition von *Tintin* (dem deutschsprachigen Publikum bekannt unter *Tim und Struppi*) – getextet und gezeichnet von dem Belgier Edgar Pierre Jacobs (*1904, †1987). Die Helden sind der MI6-Chef Hauptmann Blake und der Physiker Professor Mortimer. Alle Abenteuer erschienen auf Deutsch.

Das Weltbild ist öfter abstrus: im ersten Abenteuer von 1946 erobert Tibet (!) die Welt, doch die „bösen Gelben“ werden atomar vernichtet – und in einem Zeitmaschinen-Abenteuer wird es von Jacobs als tragisch angesehen, dass sich in der Zukunft die Völker vermischen. Zugleich wurde zu Recht darauf hingewiesen, dass das erste Abenteuer von der Angst vor dem nächsten Weltkrieg geprägt ist. Dafür spricht das Datum 1946, sowie dass die bösen Tibetener Hakenkreuze tragen und auch viele Nichteuropäer, darunter auch Chinesen, gegen die Weltbeherrschung kämpfen. Was bei Jacobs, trotz Abwertung des Buddhismus, auffällt, ist, dass er eine Betonung des Christlichen mit gleichzeitigem Respekt vor anderen Religionen wie Hinduismus und Islam kopelte, um der sowjetischen Gefahr, die auch im Comic vorkommt, entgegenzutreten. Ähnlich dachte damals der Historiker Arnold J. Toynbee, der von den „höheren Religionen“ sprach.

Diese Sichtweise spiegelt sich in dem Abenteuer „Das Geheimnis der großen Pyramide“ wider. Es erschien ursprünglich 1954. Hier verweist ein Papyrus des authentischen Geschichtsschreibers Manetho auf den Aufenthaltsort des Schatzes des Vaters von Tut-Ench-Amun, des berühmten „Ketzerkönigs“ Echnaton, der in der Fantasie Jacobs' einen genauso prunkvollen Schatz wie sein Sohn besessen habe. Versteckt sei er in der größten Pyramide der Welt, der Cheops-Pyramide. Die Freunde suchen den Schatz und werden von dem Schatz-Hüter, der das Erbe seiner Ahnen vertritt, durch Hypnose dazu gebracht, den Aufenthaltsort des Schatzes zu vergessen. Dieser Hüter des Schatzes hat den Namen Abd-el-Razek.

Alte und neue Mythen

Trotz seiner Neigung zur Fantasterei war Jacobs ein sehr gebildeter Mann, der fleißig recherchierte und viel davon im Comic verarbeitete – ganz in der Tradition Jules Vernes. Warum also die Idee, den Schatz – abgesehen von der gewaltigen Größe und dem Gewirr der Gänge – in der Cheops-Pyramide unterzubringen und dieses weit ältere Bauwerk mit Echnaton zu assoziieren? Herodot, keinesfalls der „Vater der Lüge“, sondern auf die Berichte der „Fremdenführer“ in Ägypten angewiesen, überlieferte, dass Tempel durch Cheops geschlossen wurden. Dies gilt heute als Mythos. In der älteren Ägyptologie wurde wohl auch Cheops' Bruch mit dem älteren Mastaba- (kleineres Steingrab) sowie kleineren Pyramidenbau durch den Bau des gewaltigsten Grabmals als die Priesterschaft provozierend angesehen. Angesichts der Heterogenität der Wissenschaft ist es letztendlich doch nicht verwunderlich, dass auch das Gegenteil zur Cheopsschen Gigantomanie, der neuerliche Mastaba-Bau in der älteren Ägyptologie als den Amun-Klerus provozierend gesehen wurde. Denn Mastabas folgten wieder auf den Pyramidenbau von Cheops, Chephren, Mykerinos. Jener gleich darauf folgende Pharao Shepsekaf wird sicher nicht umsonst im Comic erwähnt. Und nicht umsonst ist es die Mastaba der Frau Shepsekafs, bei der gegraben wird, was die Helden noch mehr auf die Schatz-Fährte bringt. Es gibt in der Realität tatsächlich nicht nur eine Shepsekaf zugeschriebene Mastaba, sondern auch eine, die einer seiner Frauen zugeschrieben wird. Jacobs gibt Shepsekafs Frau einen nicht-ägyptischen Namen: Tanitkara. Tanitkara bezeichnet eigentlich die höhere Realitäts-Wahrnehmung im Hinduismus.

Eine ähnliche Tendenz bemerkt man auch bei Jacobs' Darstellung von Echnaton. Dieser betete historisch gesehen mit der Sonnenscheibe noch immer etwas Gegenständliches, nicht Abstraktes an und war kein Monotheist. Hingegen führte Sigmund Freud in „Der Mann Moses und der Monotheismus“ sogar den jüdischen Monotheismus auf Echnaton zurück! Egon Friedell bereits erkannte das Nichtmonotheistische bei Echnaton. Eric Voegelin verneinte in seiner Geschichtsphilosophie ebenso den Monotheismus, aber interessierte sich nur für das Politisch-Religiöse, da hier ein Pharaon gegen den Amun-Klerus seinen eigenen, daher politisch relevanten Glauben, setzte. Sowohl bei der eigenmächtigen Benennung von Shepsekaf's Frau als auch in der Sicht auf Echnaton als Monotheisten wird erneut Jacobs' Neigung zum Konzept der „höheren Religionen“ deutlich. Als die Priester provozierend wurde Shepsekaf von dem renommierten Ägyptologen Gustave Jequier in dem Buch *Le Masibat Faraoun* (1928) interpretiert. Ich bin überzeugt, dass Jacobs das Buch kannte.

Echnaton hieß ursprünglich Amenophis IV. Sein Vater, der märchenhaft reiche Amenophis III., unter dessen Herrschaft Ägypten die größte Ausdehnung erreichte, beschloss nach einem Erlebnis während der Jagd die große Sphinx erbauen zu lassen, in der Nähe der Cheops-Pyramide. Auch diese Entscheidung des Pharaos, die Sphinx zu eigenen Ehren, nicht zu der des Amun, erbauen zu lassen, wurde schon als politisch-religiöser Akt des Herrschers gegen die Priester interpretiert. Und auch jene Sphinx führt die Helden weiter auf die Spur des Schatzes.

Sich reimende Namen, sich nicht reimende Geschichte

Doch dem Konzept der „höheren Religionen“ entspricht am meisten, dass der Hohe Priester des Aton-Kults und Bewacher des Schatzes Abd-el-Razek heißt. Zwar ist der Hohe Priester erfunden, der ursprüngliche Träger des Namens jedoch nicht.

Über den historischen Sheik Ali Abd-el-Raziq (1888-1966) – ein Zeitgenosse Jacobs' – ist zu lesen, dass für ihn weder Kalifat noch Imam für den Islam nötig waren, ja dass die Trennung von Staat und Religion eher die Religion fördere. Dafür spricht auch seine Anhängerschaft zur „Liberal-Konstitutionellen Partei“ im vor-Nasserschen Ägypten. Selbst in den scharf islamkritischen Büchern von Michael Ley wird er als eine Reformchance gedeutet, die bis heute nicht genutzt worden sei. Er lernte islamisches Recht an der berühmten Al-Azar-Universität in Kairo. In seinem 1925 erschienenen Buch *Der Islam und die Grundlagen der Herrschaft* (deutsche Übersetzung 2010), in dem er jene „ketzerischen“ Ansichten darlegte, wurde die Aufhebung des

Kalifats durch Kemal Atatürk bejaht. Raziq's Buch wurde damals durch andere Sharia-Richter derselben Universität öffentlich verbrannt. Da Raziq die Grausamkeiten in den Zeiten des Kalifats verurteilte, schloss man, dass er für einen humanistischeren Rechtsstaat eingetreten sei. Der Kalifatsgedanke entspricht den Kalifaten des islamischen Mittelalters, dann dem Kalifat des osmanischen Sultans und in seiner äußersten Konsequenz des sunnitischen IS-Staats. Dennoch gibt es auch Interpretationen, die in Raziq's Denken eine fundamentalistische Ausrichtung sehen. Mir fiel auf, dass jene Problematik in der Art Unmittelbarkeit zu Gott liegen könnte, die sich bei Raziq aus dem Loslösen von Tradition und Kultur – hier weg vom Koran –, ergibt und sich dann zugleich, wie in der *Dialektik der Aufklärung* (Horkheimer/Adorno), nicht von anderen alten Vorstellungen lösen kann; während es ja sonst oft das Anklammern an Tradition im Islam ist, die zu Fundamentalismus führt. So findet sich der Gedanke in Raziq's Buch, nur weil im Koran stehe, dass man Sklaven gut behandeln und sie frei lassen soll, deshalb nicht daraus zu schließen sei, dass die Sklaverei von Gott gewollt sei. Doch Raziq schreibt auch, dass, nur weil im Koran „Heiden“ vorkommen, deshalb aber nicht das „Heidentum“ von Gott erlaubt sei. Somit ist es hier nicht das Anklammern an den Koran, sondern das Lösen von der Tradition, das zu einer fundamentalistischen Argumentationsschiene führen kann. Es ist freilich möglich, dass Raziq hiermit Muslimen seine anderen Gedankengänge leichter machen wollte und somit einen Kunstgriff anwandte.

Ich bin überzeugt, dass Jacobs, der das 50er Jahre-Kairo – wie man in Fotos im Internet sehen kann – genauso detailliert nachzeichnete wie in anderen Bänden London und Paris, die Figur des Scheikh Abd-el-Razek als gleichbedeutend mit dem historischen, islamischen Ketzer ansah, dem Ketzer Echnaton ähnelnd. Anders als Raziq verknüpften ägyptische Muslime bereits in der Zwischenkriegszeit Echnaton mit dem Islam. Jacobs' Interpretation Echnatons als Monotheist hat dabei auch ihr gesellschaftliches Äquivalent.

Bernhard Valentinitich, geb. 1981 in Graz, wo er Geschichte und Philosophie studierte. Arbeitet beim Zentrum für Jüdische Studien. Mehrere Veröffentlichungen zu historischen und kulturellen Themen u.a. im *Grazer Journal for Intelligence, Propaganda & Security Studies (JIPSS)* und im deutschen Magazin *Rocks und Autorinnensolidarität*.



Foto: Traussnig

Eine Frage des Vertrauens

Von den Erkenntnissen einer besonderen Nacht
Von Natalie Resch



Alfred Lenz, O.T. (Detail), 2018. © Lenz

„Bitte ruf die Rettung“, sage ich in versucht ruhigem Ton. Um 2:53 trifft sie ein. Ich steige langsamen Schrittes in den Krankenwagen und werde gebeten, die FFP2-Maske aufzusetzen. Ich bekomme keine Luft, nehme sie ab und erkläre um Atem ringend, dass ich PCR negativ getestet bin. Meine Hände umklammern die Griffe der Liege. Mir werden Fragen gestellt, an deren Antworten ich mich nicht erinnere. Sie verschwinden in der Dunstwolke meiner persönlichen Konzentrationsübung, nicht zu hyperventilieren. Ein- und ausatmen. Meinen Atem stelle ich mir wie eine Welle vor, die sich im Körper auf- und abwärts bewegt, ihn mit der lebensnotwendigen Luft füllt. Es hilft mir mit dem Schmerz umzugehen, ihn situativ zu akzeptieren. Ihn anzunehmen als das, was er ist: Teil des körperlichen Prozesses. Die Pika-Pika-Atmung unterstützt mich in dieser herausfordernden Situation.

Ich atme über den höchsten Punkt, den Scheitel ein, über die Fußsohlen wieder aus. Trotz meditativer Haltung erlebe ich die Autofahrt auf eine seismografische Art und Weise. Hochsensibel. Die Straßen erinnern mich an jene der Philippinen, buckelig und uneben. Ich frage mich, warum wir so langsam fahren und lange unterwegs sind. Gefühlt. Denn sowohl Zeit als auch Distanzen sind in dieser Nacht relativ. Wir fahren mit 80 km/h durch das Grazer Stadtgebiet.

In der Ambulanz werde ich von Larissa erwartet. Sie begrüßt mich mit ruhiger Stimme. Meine rechte Hand hält sich an einer trockenen Edelkastanie fest. Ich hatte sie im letzten Herbst während eines Waldspaziergangs gefunden. Ihre Form ist mir ins Auge gesprungen. Flach, beinahe so flach wie ein Geldstück, untertassengroß, typisch in der glatten Haptik einer Kastanie und in der Farbgebung. Immer wenn ich sie in der Jackentasche spüre, erinnert sie mich an die Farbenpracht des Waldes, die frische Luft, die Sonnenstrahlen, die durch den herbstlich lichter werdenden Wald auf den Boden trafen. Das kleine flache Ding funktioniert wie eine Zeitmaschine, die mich, egal wo ich war und sie in der Hand hatte, an ihren Fundort beamte. Am Abend des 16. Dezembers sollte sie für mich zum Glücksbringer werden.

Auf den letzten Metern

„Sie machen das gut“, hörte ich Larissa sagen, während ich mich auf meine Atmung konzentriere und dabei die Kastanie umklammerte. Dann durchfährt meinen Körper ein Schmerz, der ihn aufbäumen lässt, ich suche nach Halt. In diesem Moment werde ich mir beinahe untreu. Sollte sich der gerade erfahrene Schmerzimpuls wiederholen, brauche ich medikamentöse Hilfe und das wollte ich vermeiden – nein, ich will es vermeiden.

Der Gedanke flößt mir Angst ein und stellt mein Vertrauen in mich und meinen Körper auf die Probe. Dann erinnere ich mich an die Worte der Hebamme Martina Tauß aus dem Geburtsvorbereitungskurs: „In der letzten Phase, nachdem das Baby das Tieferrutschen und seine Drehung im Becken vollzogen hat, liegt das Köpfchen regulär nach hinten schauend zur Wirbelsäule der Mutter. Die Frau spürt den Druck des Kopfes, der das Licht der Welt erblicken will. Mehrere kräftige Presswehen und der Kopf ist geboren, dann folgt noch eine weitere und der Rest des Körpers ist auf der Erde gelandet.“ Während ihres Hypnobirth-Kurses hatte die Hypnosecoachin Martina dieses Gefühl – wenn der Kopf auf den Beckenboden drückt – derart plastisch beschreiben, dass ich wusste: Das Baby ist soweit. Es möchte zur Welt kommen. Ich frage die Hebamme in der Klinik, wie weit der Muttermund geöffnet ist. Nach einer kurzen Untersuchung blickt sie erstaunt auf: 10 Zentimeter. Die Geburt stand kurz bevor. Sie lässt den werdenden Vater holen. Der kommt gerade noch rechtzeitig, um mir in der finalen Geburtsphase zur Seite zu stehen. Die Art des Schmerzes ist mit nichts zu vergleichen und doch bin ich bestens darauf vorbereitet. Ich vertraue darauf, dass mein Körper und der des Babys intuitiv wissen, was zu tun ist. Martinas Worte aus dem Kurs klingen als Affirmation in meinem Ohr nach: „Wenn du wirklich nicht mehr kannst und willst, ist dein Baby bald da. An diesen Punkt kommt fast ausnahmslos jede Frau. Dein Kind und du leisten gerade Außergewöhnliches. Du und dein Baby seid ein harmonisches Team. Du kannst zu jeder Zeit auf deinen mütterlichen Instinkt vertrauen, ebenso auf dein Kind, deinen Körper und deine innerliche Stärke.“ Urvertrauen tritt anstelle von Zweifel und Angst. Es ist 3:53, als Mona das Licht der Welt erblickt.

Halt finden im Ungewissen

In diesen Minuten vor der Geburt lerne ich, was es heißt, loszulassen, ohne den Halt zu verlieren. Loslassen verstand ich bis dato als Befreiung von etwas: von Besitz, von Plänen, von einem Zuviel. Die Geburt und die Vorbereitung darauf mithilfe von Hypnobirth(ing) haben mir eine neue Sichtweise ermöglicht. Ein wenig ist sie wie das Atmen selbst: Es passiert unbewusst. Zugleich können wir es bewusst steuern und in einen meditativen Zustand gelangen, der uns das Sein im Moment ermöglicht. Absolute Präsenz. Nichts Anderes ist die Geburt und das Natürlichste der Welt, das Frauen seit jeher tun. Der Körper der werdenden Mutter als auch des Kindes wissen intuitiv, was zu tun ist. Wir haben nur verlernt, loszulassen. Kein blindes Fallenlassen ins angsteinflößende Unbekannte, sondern ein vertrauensvolles Sich-Einlassen. Man wird intuitiv geleitet und ist nicht allein – mit dem Erlebten, der Angst. Meine eigene

Erfahrung in der Geburtsnacht erinnerte mich an ein Bild von Vertrauen, das ein erfolgreicher Sportler bei einem Vortrag zeichnete. Damals sprach er vom Klettern: Befindet man sich in einer Wand und findet keinen Griff mehr, der sicher erscheint, dann wird das Verharren in derselben Position über einen längeren Zeitraum hinweg zwangsläufig zum Absturz führen. Der Erhalt des Status quo aus Angst vor dem, was kommen kann, kostet Kraft und Ressourcen, die sich irgendwann erschöpfen. Man fällt. Loslassen bedeutet in dieser Situation, einen Schritt zu wagen – nach vorne im Vertrauen auf das Sicherheitsnetz. Wie beim Klettern ist es bei der Geburt das Vorabsichern auf mehreren Ebenen: Einerseits das Vertrauen in die persönlichen Fähigkeiten, die physische wie psychische Verfasstheit. Andererseits das soziale Sicherheitsnetz: Wer ist da, um mich im Fall des Falles, oder eben des Sich-Fallenlassens, zu fangen oder auch nur ein Stück des Weges zu begleiten.

Zuversicht statt Hoffnung

Während der Geburt hatte ich ein selten dagewesenes Gefühl des Getragenseins. Nennen wir es Urvertrauen. Es ermöglichte mir das Loslassen der Angst vor dem Diffusen und dem Schmerz. Das Urvertrauen hat mich die Vergangenheit und mit ihr all die Erzählungen von traumatisierenden Geburten vergessen lassen und der Sorge von morgen den Zugang verweigert. Und vielleicht hat der Psychiater und Autor Michael Lehofer in seinem Werk *Alter ist eine Illusion* ja Recht, wenn er die Hoffnung für etwas Trügerisches hält und stattdessen für mehr Zuversicht plädiert. Denn Erstere lässt uns bis zum Schluss hoffen und an einer unbekanntem Zukunft festhalten. Erfüllt sich die Hoffnung nicht, kann sie als Enttäuschung zur Last werden. Die Zuversicht hingegen hilft, sich auf die jeweilige Situation – das Jetzt – einzulassen. „Zur Zuversicht gehört auch, anzunehmen, dass das jetzige Leben das Beste ist, das es gibt. (...) Sie ist eine feine, zarte und zugleich feste Orientierung in unserem Leben“. Allen, die ein Kind erwarten, wünsche ich die Zuversicht, Vorstellungen einer perfekt geplanten Geburt loszulassen und der Intuition mehr Raum zu geben.

Natalie Resch,
geb. 1984 in der Südsteiermark,
Studium der Germanistik und des
Master-Lehrgangs Kunst & Recht an
der Karl-Franzens-Universität. Freie
Redakteurin für den Kunst- und Kul-
turbereich. Seit 2010 Medienreferentin
der Diözese Graz-Seckau, Betreuung
der diözesanen Jury der Diagonale.
Als SIGNIS-Jurymitglied europaweit
für Filmfestivals tätig. Redaktions-
mitglied von *Denken+Glauben*.



Foto: privat

Einwürfe

Lösungsorte der Religionen.
Das Interreligiöse Pandemiegedenken 2021 –
eine Rückschau

Von Lisa Weichsler und Marlies Prettenthaler-Heckel



Ein Projekt des
Afro-Asiatischen
Instituts Graz

Die katholische Tradition kennt Maria als Knotenlöserin – als Helferin zur Entknotung von Problemen. Knoten zu lösen, das ist in der Pandemie eine wichtige Funktion aller Religionen. Zusammenkommen und Worte, Stimmungen, Meinungen, Emotionen austauschen und Erlebnisse miteinander teilen zu können. Raum finden für ein kurzes Durchatmen und Loslassen des im Alleinsein Aufgestauten. Religionsgemeinschaften können in der Gesellschaft für Lösungsorte sorgen und selbst zu Knotenlösern werden.

Am 2. November 2021, zu Allerseelen, fand im Grazer Landhaushof ein interreligiöses Pandemiegedenken statt. „Zur Erinnerung an liebe Menschen, als Ort der Trauer und als hoffnungsvoller Lichtblick in die Zukunft“, hieß es in der Einladung zum gemeinsamen Innehalten und Loslassen. Dazu eingeladen haben das Ökumenische Forum Christlicher Kirchen in der Steiermark, die Islamische Religionsgemeinde Steiermark, die Buddhistische Religionsgesellschaft Steiermark, die Bahá'í-Gemeinde Graz und das Afro-Asiatische Institut Graz mit ComUnitySpirit.

Die interreligiösen Beiträge reichten vom Sutra von der liebenden Güte, trostspendenden Texten aus dem Koran und dem Johannesevangelium bis hin zu Worten aus den Lehren Bahá'u'lláhs. Die Religionsgemeinschaften traten nach wenigen, aber hoffnungsvollen Worten, bewusst in den Hintergrund. Alle Steirer*innen, ob gläubig oder nicht, sollten sich gleichermaßen angesprochen fühlen und dort einen Ort finden, der eigenen Betroffenheit einen Platz zu geben, sich vom Kummer zu lösen und ein Stück ihres Ballasts von ihren Schultern abzuwerfen.

Moderiert von einer empathischen Barbara Krenn (ORF) wurde auf lange Reden verzichtet, um mit Musik und Symbolik zu verdeutlichen: Die Pandemie hat uns sprachlos gemacht und diese Sprachlosigkeit will man sich gemeinsam bewusst machen.

200 Kerzen wurden symbolisch für die mehr als 2200 Todesopfer (bis November 2021 in der Steiermark) der Pandemie in den Arkaden des Landhauses entzündet – als Lichter der Hoffnung und der Zuversicht. Entzündet von Menschen, die in unterschiedlicher Weise betroffen sind. Betroffen von Trauer, Angst, Sorge und Aussichtslosigkeit. Betroffene, die ihren Schmerz in das lösende Licht hielten.

Von den ersten Pandemie-Wochen, der Belastung, der Fassungs- und Ratlosigkeit berichtete Elisabeth Roth vom Krankenhaus der Elisabethinen Graz, indem sie Einblick in die Notizen ihres Tagebuchs gab. Der Poetry Slammer „Da Wastl“ brachte die Perspektive der Jugend auf die Pandemie ein. Für die musikalische Umrahmung bzw. Umarmung sorgten das Vocalforum Graz unter der Leitung von Franz Herzog sowie Franzissimo unter der Leitung von Simon Kintopp. „Hear my Prayer, Oh Lord“, die von Franz Herzog in der Pandemie komponierte Motette, erfuhr ihre „Lösung“ im zweiten Satz in der göttlichen Zusage: „Be not afraid, I am with Thee“. Auf die anfängliche tiefe Trauer folgt das Loslösen dieser, und letztendlich dominiert Hoffnung.

Das interreligiöse Pandemiegedenken hat seine lösende Funktion erfüllt: Nicht das Verschiedene der Religionen und Weltanschauungen, sondern der gemeinsame Schmerz, das Benennen und solidarische Aushalten der Unsicherheit, der Überforderung waren die Themen, die vor allem in Symbolen und Musik ihren Ort und ihre Heilung fanden. Was bleibt, ist ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Kraft: „We shall overcome some day!“



Foto: Neuhold

Marlies Prettenthaler-Heckel, geb. 1971 in Graz, Studium Fachtheologie und Religionspädagogik in Graz und am Centre Sèvres in Paris. Am Konservatorium für Kirchenmusik Graz tätig. In der Diözese Graz-Seckau Referentin für Verkündigung und Glaube.



Foto: Schubidu Quartet

Lisa Weichsler, geb. 1990 in Steyr/Oberösterreich. Masterstudium Global Studies an der Universität Graz. Seit 2015 im Verein Südwind tätig. Seit 2020 im AAI für das Projekt ComUnitySpirit verantwortlich.

Zwischen den Geschichten

Abseits der Hochs und Tiefs des Erzählenswerten herrscht die Normalität. Mit ihr müssen wir umgehen lernen, wenn wir zufrieden leben wollen.

Von Harald Koberg

Eine der großen Qualitäten von J. R. R. Tolkiens *Der Herr der Ringe* – und erfreulicher Weise in leicht reduzierter Form auch der Verfilmung – ist das Ende. Da ist der Ring zerstört und Sauron besiegt, Frodo wird von den Adlern gerettet und Aragorn zum König gekrönt, aber das Buch ist noch nicht aus. Denn es erzählt weiter, von der Rückkehr der Hobbits ins Auenland, von der Gleichgültigkeit der spießig fröhlichen Auenländer gegenüber dem abgewendeten Weltuntergang, den sie kaum mitbekommen haben und von den Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten, nach der großen Heldenreise wieder in das alte Leben zurückzufinden.

Üblicherweise enden Geschichten kurz nach ihrem Höhepunkt. Das Böse ist besiegt. Die wahre Liebe ist gefunden. Das entscheidende Spiel ist gewonnen. Und wenn's ein bisschen tragischer sein soll, ist vielleicht die Hauptfigur gestorben. Und aus. Das Danach, die Rückkehr zur Normalität oder die Suche nach einer neuen Normalität nähme dem Höhepunkt seine Totalität. „Und sie lebten glücklich und zufrieden bis an ihr seliges Ende.“ Im „Arthouse-Kino“ gehört es zum guten Ton, auf derartige Eindeutigkeiten zu verzichten, schon vor dem Höhepunkt zu enden oder ganz ohne einen solchen auszukommen. Und beim Verlassen des Saals kann dann dem Publikum dabei zugesehen werden, wie es seine emotionale Unbefriedigtheit mit intellektuell kunstbessener Wertschätzung überspielt. Happy – aber auch tragische – Ends sind einfach und befriedigend. Sie erfüllen eine Sehnsucht nach Auflösung und Erlösung, wie sie alle großen Religionen bespielen und wie sie uns das irdische Leben für gewöhnlich vorenthält.

Auf den herbeigeträumten ersten Kuss folgen die Herausforderungen des Beziehungsalltags. Auf den hart erkämpften Studienabschluss folgt der oft desillusionierende Einstieg in den Arbeitsmarkt. Und auf sportliche Triumphe folgt ein neuer Anlauf und irgendwann ein Leben, das auch ohne derartige Höhepunkte lebenswert sein soll. Wo das nicht akzeptiert werden will, ist von Quarter- und

Midlife-Crisis die Rede. Alltag und Kontinuität haben keinen Platz in großen Erzählungen. Und so bietet uns das neoliberale System, das auf alles eine Antwort hat, mit Fitness-Apps, Handy-Spielen und Karriere-Netzwerk-Plattformen die Illusion des ganz persönlichen ewigen Wachstums. Kleine und große Erfolge, auf die hingearbeitet werden kann. Immer wieder ein neues Happy End.

Popkulturelle Geschichten sind erzählens- und – so der ideologische Subtext – lebenswert, wenn sie sich durch individuelles Tun auf einen wünschenswerten Höhepunkt zubewegen. „Nicht erfolgreich zu sein ist schlimm; nicht erfolgreich sein zu wollen, ist undenkbar“, schreibt der Soziologe Ulrich Bröckling. Was uns also weder der Neoliberalismus noch die Moral popkultureller Heldengeschichten zugestehen, ist, zur Ruhe zu kommen.

Die Hobbits finden – mit der Ausnahme von Frodo und Bilbo – in eine Normalität zurück, in der sie keine Helden sind, aber Zufriedenheit finden. Nun werden die meisten von uns die Welt nie gerettet haben und sogar auf bescheidenere Formen des Heldentums verzichten müssen. Trotzdem ist da die Herausforderung, neben all dem lebenslangen Lernen, dem Ziele-Setzen, Neugier-Bewahren und der Gesundheitspflege, neben den vielen Formen der Selbstoptimierung eben, mit den eigenen Mittelmäßigkeiten und dem ganz Alltäglichen leben zu lernen. Die meisten Geschichten mögen an ihren Höhepunkten enden. Das Leben geht dort aber weiter. Neben all dem Streben und den gelegentlichen, punktuell emotionalen Spitzen bieten Lebensrealitäten ganz viel unspektakuläre Kontinuität dazwischen. Und im Umgang mit diesen zeitlichen Zwischenräumen, im Loslösen vom pausenlosen Streben nach Höhepunkten, liegt wohl ein Schlüssel zur allgemeinen Zufriedenheit.



Foto: mrFoto

Harald Koberg, geb. 1984 in Graz. Studium der Philosophie sowie Volkskunde und Kulturanthropologie an der KFU Graz. Arbeitet als Medienpädagoge, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Foto: Patka

DIE SEELE ZU ATEMKOMMEN LASSEN

Bei sonnig-kühlem Wetter machte sich eine kleine Gruppe von uns Heimbewohnern auf den Weg, um die Weihnachtszeit mit einer Winterwanderung einzuläuten. Von der frischen Luft beschwingt führte uns der gemeinsame Weg durch den Leechwald hin zur Basilika Mariatrost, wobei wir freien Raum für Austausch sowie gegenseitiges Kennenlernen hatten. Bei der Basilika angekommen kamen wir nicht nur in den Genuss eines tollen Ausblicks in Richtung Stadt, sondern konnten uns auch mit hausgemachten Kuchen von Barbara stärken. Vom erhebenden Panorama, das uns vor der Basilika erwartet hatte, ging es ins Innere des Gotteshauses, wo uns der Anblick der faszinierenden Altarbilder ebenso beeindruckte wie die besondere Atmosphäre der Kirche. Bei einem köstlichen Kartoffelgulasch, das Pater Wolfgang für uns zubereitet hatte, ließen wir den erfrischenden Ausflug miteinander ausklingen. Insgesamt ein Genuss für Leib und Seele!

Viktor Stosic

ALLES GUTE, MICHAEL LEITGEB!

Es begann im Sommer 2017 mit der Assistenz beim farbig leuchtenden Projekt Paradise im öffentlichen Raum bei der Leechkirche. Danach ging es vor allem indoor weiter: mit der Betreuung der KHG-Homepage, des KHG-Newsletters, dem Schreiben von Subventionsansuchen, der Organisation des Bischofsempfanges oder der Archivierung der QL-Sammlung. Dazwischen immer wieder die umsichtige Betreuung von Künstler*innen und ihrer Projekte in der QL-Galerie. Unaufgeregtheit und Verlässlichkeit zeichneten die Arbeit von Michael Leitgeb als Assistent für Öffentlichkeitsarbeit und die QL-Galerie aus, und es gelang ihm auch die manchmal gleichzeitig herangetragenen Anliegen von Hochschulseelsorger und Pastoralteam ruhig und eines nach dem anderen verlässlich abzuarbeiten. Lieber Michael, für deine Stressresistenz, die Ordnung, Ruhe und Umsicht, die du in den Workflow der KHG eingebracht hast, ein herzliches Dankeschön. Für deinen weiteren beruflichen Weg wünsche ich dir im Namen des KHG-Teams viel Elan und beim Hausbauen Ausdauer und Energie und baldmöglichst die Freude, es mit deiner Familie genießen zu können!

Alois Kölbl



Foto: Kölbl

DAS KHGc-BIOPIC: HEINRICH KOPETZ

Wer studiert, hat „meistens viel Zeit und gute Ideen, aber wenig Budget – im Berufsleben ist es dann oft umgekehrt“ meint der heutige Patentanwalt und Teilzeitlandwirt Heinrich Kopetz, wenn er auf den Austausch zwischen Jung & Alt in der KHG Graz blickt. Obwohl er während seines Studiums zunächst kaum die KHG besuchte – war die Schwester bei PRO SCIENTIA aktiv, so ging er als „jüngerer Bruder seine eigenen Wege“ –, dockte er nach seinem Erasmussemester bei vielen Kultur- und Vortragsveranstaltungen in diesem offenen Haus an, besuchte gern die Mensa und schätzte den „Studiosaal im Afro“. Der 1980 geborene, leidenschaftliche Sportler – u. a. ist er Bergsteiger und Mitautor eines Wanderführers – freut sich, das vertrackte Viel-Zeit-vs.-Wenig-Geld-Dilemma der „Studis“ als Kassier der KHG-Community nicht nur materiell, sondern auch mit seiner Lebenserfahrung etwas zu mildern und so aus seiner „sozialen Bubble“ herauszutreten. Danke für Deinen umsichtigen und starken Support, lieber Heinz!

Florian Traussnig



Foto: Habian

DENKWÜRDIGE DISKURSE RUND UM DEN GLAUBEN

Weihnachtlich gestimmt wurde im Dezember ein Theologisch-Philosophischer Stammtisch aus der Krippe gehoben, der sich den offenen Austausch zu Glaubensfragen zum Ziel setzt. Gekonnt unterfüttert durch das theologische und philosophische Wissen von Barbara Rutter-Wrann und Daniel Pachner nehmen wir alte Glaubensüberzeugungen, die heute nicht mehr selbstverständlich sind, gemeinsam in den Blick. Bereits zum dritten Mal diskutierten wir in entspannter Atmosphäre zentrale Themen des christlichen Glaubens wie der Menschwerdung Gottes, dem Begriff der göttlichen Allmacht oder der Christologie. Von Seiten der wissbegierigen Studierenden erfährt diese niederschwellige Möglichkeit zum kritischen Austausch regen Zuspruch. Ab März sind weitere Treffen zu den unterschiedlichsten Themen der Theologie und Religionsphilosophie geplant. Interessierte Personen sind herzlich eingeladen, sich an unserem lebendigen Stammtisch zu beteiligen.

Dieter Reumiller



Foto: Pixabay

ABSCHIED VON FLORIAN TRAUSSNIG

Nach drei Jahren nimmt Florian Traussnig als engagierter KHG-Bildungs- und Kulturreferent und Chefredakteur dieser Zeitschrift Abschied von der Katholischen Hochschulgemeinde, um sich wieder mehr der Wissenschaft und seiner Tätigkeit als Diskurskurator im Kulturmuseum zu widmen. Es war eine Zeit, in der wir das *Paradise L.* bei der Leechkirche wesentlich mitbestimmt von seinen kreativen Ideen neu gedacht haben und *Denken+Glauben* durchgehend farbig geworden ist. Man darf das als Ausdruck der Buntheit seiner Interessen sehen, aber auch seiner Fähigkeit zu vernetzen und andere für Themen und Handlungsfelder zu begeistern, die ihm selber wichtig sind. Es war aber auch die Zeit, die zu einem guten Teil von den Einschränkungen einer Pandemie geprägt und bestimmt war. Immer wieder musste neu geplant, umorganisiert und für alles ein Plan B bereitgestellt werden. Das kann lähmend und ermüdend sein, man kann es aber auch als Herausforderung sehen, um Formate anders und kreativ neu zu denken. Florian Traussnig stand für Letzteres und hat uns als Team immer wieder mit seinem pragmatischen Zugang und seiner Begeisterungsfähigkeit angesteckt und motiviert. Lieber Florian, herzlichen Dank für deine kreativen Inputs, deinen kritischen Blick und deine Offenheit für Neues. Ich hoffe, dass du der KHG-Community und den Pro Scientia-Alumni weiterhin erhalten bleibst und wünsche dir für das wissenschaftliche Forschen und die Diskursgestaltung alles Gute! Kooperationsmöglichkeiten sind ja auch künftig gegeben.

Alois Kölbl



Foto: Pinaeva

EIN HERZLICHES „HALLO“! DANIEL PACHNER

Hallo allerseits! Mein Name ist Daniel Pachner und ich bin seit Jänner dieses Jahres Bildungsreferent der KHG Graz und Chefredakteur von *Denken+Glauben*. Nach meiner Matura in meiner Heimat Bruck/Mur studierte ich Katholische Fachtheologie in Graz und bin aktuell Doktorand der Theologie am Institut für Philosophie an der hiesigen Kath.-Theol. Fakultät. Schwere Wälzer, in denen es um Phänomenologie und Leiblichkeit geht, mag ich (glücklicherweise) ebenso gern wie gute Filme und tiefgehende Gespräche, die bis tief in die Nacht gehen. Mein frisch anbrechendes viertes Lebensjahrzehnt begehe ich mit großer Vorfreude auf meine Tätigkeit in der KHG und das weite Aufgabenfeld, das damit einherkommt. Schon jetzt fühle ich mich im dynamischen und herzlichen Team aufgenommen und willkommen und freue mich auf eine spannende Zeit!

Daniel Pachner



Foto: privat

BRAND DER ALLMENDE-GARTENHÜTTE

Am Mittwoch, 13. Oktober nachmittags wurde die Gartenhütte in der Allmende durch ein Feuer vollkommen zerstört. Die Feuerwehr konnte die Flammen zwar löschen, aber mit der 2015 von unserem Haustechniker Alexander Holzer errichteten Gartenhütte verbrannten nicht nur alle Gartenwerkzeuge sowie die Utensilien der Imkerin, sondern auch der umliegende Zaun, Bäume und Büsche. Die Rohre des Wassertanks schmolzen und Umstehendes wurde angesengt. Leider konnte die Polizei keine Brandursache ermitteln. Mittlerweile ist die Brandruine abgetragen und wir warten auf die Erlaubnis, ebendort wieder eine Gartenhütte zu errichten. Falls Sie uns in irgendeiner Weise unterstützen wollen, wenden Sie sich bitte an P. Wolfgang Dolzer SJ, dem neuen Verantwortlichen für die Allmende. Brigitte Rinner, die über viele Jahre die Community in der Allmende betreut hat, sei für ihren Einsatz in unserem Garten der Studierenden herzlich gedankt.

P. Wolfgang Dolzer SJ



Foto: KHG

MIT SCHWUNG IN NEUE AUFGABEN. CARINA SCHIRNHOFER

Servus! Mein Name ist Carina Schirnhofner und ich habe seit Jänner 2022 vertretungsweise die Aufgaben der Heim- und Wirtschaftsleitung in der KHG und im AAI übernommen. Berufliche Erfahrung sammelte ich im Verwaltungsbereich eines Gesundheitsbetriebes. Darüber hinaus habe ich in unterschiedlichen Fortbildungen und einem Universitätslehrgang für Business Management meine Kompetenzen gestärkt und erweitert. Im Privaten ist mir ein sportlicher Ausgleich wichtig für ein gesundes Leben. Gerne wandere ich an freien Tagen durch den Wald auf die Ringwarte in meiner Heimat im Bezirk Hartberg-Fürstenfeld, wo ich seit meiner Kindheit zu Hause bin. Blickt man dann von oben hinunter auf unser Land, weiß man wieder, wie schön es bei uns in der Heimat ist, deren unterschiedliche Traditionen und Brauchtümer ich sehr schätze. Ich freue mich schon sehr, in dem erfolgreichen und herzlichen QL-Team mitwirken zu können!

Carina Schirnhofner



Foto: privat

spezielle gottesdienste



ASCHENKREUZ TO GO

MI 2. MÄR, 8:00–18:30 | Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

KUNST-ASCHERMITTWOCH

MI 2. MÄR, 19:00 | Kirche St. Andrä, Kernstockgasse 9

KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH

MO 1. MAI, 10:00 | Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

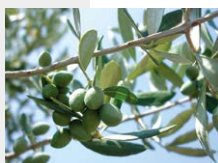
GEFÄNGNISGOTTESDIENST

SO 22. Mai, 7:30 | Justizanstalt Graz-Karlau

SCHLUSSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES

SO 26. JUN, 18:15 | Stadtpfarrkirche, Herrengasse

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STIEGENKIRCHE

jeden letzten DI im Monat 19:00 | Sporgasse 23a

EUCCHARISTISCHE ANBETUNG IN DER LEECHKIRCHE

jeden FR 20:10 | Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

break4prayer

MO–FR, 12:00 – 12:10 | QL Hauskapelle, Leechgasse 24

MAGIS-GRUPPE

zweiwöchentlich, jeweils DO, 19:00 (ab DO 13. JAN)

Raum des Gespräches, des Austausches und des Gebets

Information, Anmeldung: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

MEDITATION

jeden DI, 19:00 (8. MÄR – 5. APR)

Gemeinsame Meditation in christlicher Tradition für Einsteiger*innen

Information, Anmeldung: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

In Kooperation mit dem Theozentrum

KATHOLISCHE KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.

Herzlichen Dank!

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Stmk. Bank u. Sparkassen AG

Kto-Nr: 03300 700 543

BLZ: 20815

IBAN: AT312081503300700543

BIC: STSPAT2G

Verwendungszweck:

DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:

Daniel Pachner

Redaktionsteam:

Jennifer Brunner

Agnes Hobiger

Julia Jochum

Harald Koberg

Helga Rachi

Natalie Resch

Anton Tauschmann

Jörg Wilkesmann

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz Tel.

0316 / 32 26 28

www.khg-graz.at

Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,

St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber*innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter pachner@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: pachner@khg-graz.at

Coverfoto:

Manfred Erjautz, Requisiten des eigenen Schicksals / Props of one's own destiny, 2021. © Erjautz

KUNSTREISE BALTIKUM

23.07.2022 - 31.07.2022

Reise in die Europäische
Kulturhauptstadt 2022 *Kaunas*
(Litauen) und dem Austragungsort
der Kunstbiennale *RIBOCA 3 Riga*
(Lettland). Atelierbesuche und
Künstler*innen-Gespräche.

Reisebegleitung: Alois Kölbl und
Hans-Günther Meinhart
Anmeldung: artplan@gmx.at

WIR BITTEN UM IHRE HILFE!

In der Pandemie unterstützen wir
Studierende sowohl psychisch als
auch materiell:

durch seelsorgliche Gespräche, das
Zur-Verfügung-Stellen von Quarantäne-
Paketen im Studierendenheim und
die Erledigung von Einkäufen,
finanzielle Mittel zur Deckung der
Wohnungskosten sowie Jobs für
Online-Veranstaltungen.

Zur Unterstützung der Arbeiten für und
mit unsere(n) Studierende(n), die wir aktiv
betreuen, bitten wir um Ihre Mithilfe!

Spenden erbitten wir auf das Konto
(Betreff: Spende an KHG, KST 40):

Katholische Hochschulgemeinde Graz
IBAN: AT31 2081 5033 0070 0543, BIC: STSPAT2G
(Stmk. Bank und Sparkassen AG)

HERZLICHEN DANK!



Manfred Erjautz, Requisiten des eigenen Schicksals/Props of one's own destiny, 2021. © Erjautz



Foto: KHG



Foto: Kongregation der Helferinnen

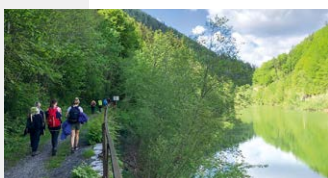


Foto: KHG



Foto: Wikipedia



Foto: privat

MANFRED ERJAUTZ: „The Echo of Things“

MI 2. MÄR, 19:00 und **SA 2. APR, 18:00**

Fastenzeit-Installation in der Kirche St. Andrä.
Eröffnung beim Kunst-Aschermittwochsgottesdienst.
Ausstellungperformance in der QL-Galerie im April.
Kirche St. Andrä / QL-Galerie, Leechgasse 24

FASTENSPEISEN AUS ALLER WELT IM PARADISE L.

MI 6. APR, 11:30 – 15:00

Interreligiöse Fastenspeisen, Livemusik, Fastensuppe uvm.
In Kooperation mit AAI & Community Spirit, Aktion Autofasten, Aktion Familienfasttag der kfb, Aktion „Gerecht leben – Fleisch fasten“, Welthaus *Paradise L., Zinzendorfsgasse 3*

JETZT – IN BEGEGNUNG GEHEN

FR 22. – SO 24. APR

Stilles Wochenende in Sallegg – spirituelles Wandern
Information, Anmeldung: patka@khg-graz.at, wrann@khg-graz.at

STUDIERENDEN-WALLFAHRT NACH MARIAZELL

DO 26. – SO 29. MAI

Verschiedene Routen, *Informationen folgen*

FAHRT ZUM EUROPÄISCHEN TAIZÉ-TREFFEN IN TURIN UND FAHRT NACH TAIZÉ

Jeweils **DO 7. – SO 10. JUL**; **SO 10. – SO 17. JUL**

Information, Anmeldung: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

KHG-FAHRT ZUR 59. BIENNALE VON Venedig

FR 16. – SO 18. SEP

Reisebegleitung: **HS Alois Kölbl** und **Roman Grabner** (UM Joanneum)
In Kooperation mit Forum GWK
Information, Anmeldung: khg@khg-graz.at, 0316/32 26 28
Sonderpreis für Studierende!

lösen

Große Veränderungen und große Herausforderungen – das scheinen Zeichen unserer Zeit zu sein. Doch selten interessiert dabei der Wandel selbst, sondern nur die Ergebnisse. So sind es oft die Lösungen, über die wir diskutieren und nicht der Prozess des Lösen, der ihnen zugrunde liegt; der noch in der Komplexität der Dinge mit ihren Ecken und Kanten, Problemen und Schwierigkeiten stattfindet. Sichtbar machen, was oft übersehen wird, doch für das eigene Leben grundlegend sein kann – das versuchen wir in dieser Ausgabe.

Dabei haben wir uns – gegen eine niederreißende Philosophie mit dem Vorschlaghammer – einem feineren und ungleich schärferen Mittel verschrieben: dem Hinblicken auf Schnittstellen und Zwischenräume, einem filigranen Auslösen dessen, was unter der Oberfläche verborgen liegt und einer behutsamen Arbeit der Worte, die nicht pulverisiert, sondern die Pfeiler und Widerstände, an denen das Leben hängt und mit denen es ringt, zur Sprache bringt. Keine zertrümmernden Manifeste, sondern sorgsame Worte, die die Erfahrungen dieser Zeit nicht aufheben, sondern einlösen – und vielleicht manch Verworrenes auflösen.

Daniel Pachner, Chefredakteur